

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 16 (1930)
Heft: 52

Anhang: Mittelschule : Philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Der Priesterberuf - Une littérature française chrétienne - Der Name Professor - Der Name Quitté - Bücherecke.

Der Priesterberuf

Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

Die Berufsberatung speziell der abgehenden Mittelschüler steht heute in vermehrtem Masse im Vordergrund des Interesses. Die Frage der Priesterberufe hat zwar entsprechend der Wichtigkeit der Sache immer die gebührende Beachtung gefunden. Allein auch hier wird es sicher nichts schaden, wenn einmal im Kreise unseres Blättchens eine Aussprache stattfindet. Als Beitrag dazu wollen diese Zeilen vorerst der Frage näher treten, *worin* objektiv beim Kandidaten der *Priesterberuf bestehe*. Hernach kann man dann darauf eingehen, wie solche Berufe geweckt und keimende gefördert werden können. Beide Punkte berühren in erster Linie uns katholische Mittelschullehrer, speziell die Lehrer und Erzieher der katholischen Internate, der Hauptpflanzstätten des Schweizerklerus, sind aber auch nicht ohne Bedeutung für die Lehrer und Seelsorger ganz allgemein, die ja als erste jeweiligen die zarten Keime im ersten Frühling der Kinder- und Primarschuljahre spriessen sehen und deren Wohlwollen wir doch meistens die Verpflanzung solcher Edeltriebe in unsere „seminaria“ zu verdanken haben.

Die Frage, *worin* letztlich und entscheidend der Priesterberuf bestehe, ist in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts speziell in Frankreich eingehend erörtert worden. Zwei Veröffentlichungen sind dabei besonders hervorzuheben. Die eine stammt vom Sulpizianer Branchereau und erblickt das entscheidende Kriterium des Priesterberufes im sogen. *attrait*, dem beharrlichen seelischen Zug zum Priestertum. Als Begründung für diese Auffassung wird angeführt, dass der Priesterberuf von Gott der Seele unmittelbar und rein innerlich verliehen werde. Die kirchlichen Obern haben nicht eigentlich zu berufen, sondern nur das Vorhandensein dieses Berufes zu konstatieren und durch Aufnahme dessen, der sich so berufen fühlt, diese göttliche Berufung anzuerkennen.

Dieser Auffassung trat nun Lahitton, Ehrendomherr von Aire, in seinem Buche über den Priesterberuf, (1909) entgegen und erklärte, der Priesterberuf komme von Gott mittelbar, durch die Organe der Kirche; die innere Neigung sei weder ausschlaggebend noch überhaupt nötig. Seine Begründung stützt sich dabei hauptsächlich auf den Satz des Römischen Katechismus zum bekannten Text des Hebräerbriefes (5, 4): „Nec quisquam sumit sibi honorem, sed qui vocatur a deo tamquam Aaron“, wozu der Katechismus bemerkt: „vocari autem a Deo dicuntur, qui a legitimis Ecclesiae ministris vocantur.“ Die Kontroverse nahm allmählich grössere Formen an, und Pius X. setzte eine eigene Kommission ein zur Prüfung der Frage. Der Entscheid dieser Kommission wurde vom hl. Va-

ter am 26. Juni 1912 bestätigt. Der wesentliche Passus daraus lautet folgendermassen: „Opus praestantissimi viri Josephi canonici Lahitton esse egregie laudandum in eo quod dicit, neminem habere unquam ius ullum ad ordinationem antecederet ad liberam electionem Episcopi; conditionem, quae ex parte ordinandi debet attendi, quaeque *vocatio sacerdotalis* appellatur, nequaquam consistere, saltem necessario et de lege ordinaria, in interna quadam aspiratione subjecti seu incitamenti Spiritus Sancti ad sacerdotium ineundum, sed contra, nihil plus in ordinando ut rite vocetur ab Episcopo requiri, quam *rectam intentionem simul cum idoneitate* in eis gratiae et naturae dotibus reposita et per eam vitae probitatem et doctrinae sufficientiam comprobata, quae spem fundatam faciant fore ut sacerdotii munera recte obire et ejusdem obligationem sancto servare queat“.

Damit ist mit anderen Worten gesagt: Der entscheidende Beruf ergeht durch den kirchlichen Oberen, der sich einen Kandidaten weilt oder weihen lässt. Was auf Seite des Kandidaten gemeinhin Beruf genannt wird, und wofür Lahitton den treffenden Ausdruck „*vocabilité, Berufbarkeit*“ braucht, ist

1. die *Berufseignung* in natürlicher und übernatürlicher, in moralischer und intellektueller Hinsicht, nach angeborener Anlage und erworbener Ausbildung,
2. der *Berufswille* oder die Berufsbereitschaft aus rechter Motivierung, d. h. um Gottes und der Seelen willen, um Diener der Kirche, Mitarbeiter Christi, kurz um Seelsorger, nicht aber um selbst versorgt zu sein.

1. Das erste und grundlegende Stück Priesterberuf ist also die *Eignung*. In *moralischer Hinsicht* ist diesbezüglich verlangt, dass einer einmal jene natürlichen Charakteranlagen besitze, aus denen die Erziehung einen späteren Priestercharakter formen kann. Dass dazu auch jene übernatürlichen Charakteranlagen treten müssen, die der Seele im Sakramente der Wiedergeburt eingegossen werden, versteht sich wohl von selbst; muss doch jedes Priesterleben noch viel mehr als schon jedes rechte Christenleben aufgebaut sein auf den Fundamenten der drei göttlichen Tugenden. Das geübte Auge des Seelsorgers wird oft schon anhand dieser Anlagen sich ein vorläufiges Urteil bilden können. Allein bei den grossen Wandlungen, die Knabencharaktere in ihrer Entwicklung oft durchmachen, und bei der grossen Macht der erzieherischen Faktoren sind solche Urteile nur von sehr relativem Werte.

Ein schönes Stück des künftigen Priesterberufes liegt daher in der Hand der Erzieher. Sie haben, und zwar schon von den ersten Knabenjahren an, jene Tugenden einzupflanzen oder besser aus den natürlichen Keimen heraus zu entwickeln, die, bereits zu gewisser Reife und Festigkeit gediehen, den späteren Priester-



Charakter hervortreten lassen. Solche im Priesterstand besonders wichtige und nötige *Tugenden* sind neben der schon erwähnten übernatürlichen Grundeinstellung durch Glaube, Hoffnung und Liebe eine aufrichtige und ernste Frömmigkeit (innere und äussere), wahre Nächstenliebe, also vor allem Seeleneifer, aber auch wahre Verträglichkeit, ideale Gesinnung, aber gepaart mit realer Klugheit, zuverlässiger Gehorsam, Keuschheit, pflichttreuer Arbeitseifer, Demut und Bescheidenheit. Den besten und zugleich autoritativsten, also geradezu klassischen Kanon der Priestereigenschaften hat uns St. Paulus hinterlassen in den Anweisungen, wie seine Schüler Timotheus und Titus sich ihre Weiehkandidaten auswählen, „berufen“ sollen (1. Tim. 3, 1—13 und Tit. 1, 5—11); dem Priester wird dieser Kanon im *Commune Confessoris Pontificis* vor die Seele gestellt.

Bezüglich dieser Tugenden ist freilich nicht erforderlich, dass sie sich z. B. bei unsern Gymnasiasten schon voll ausgebildet vorfinden müssen, auch bei der Berufswahl vor dem Eintritt ins Seminar noch nicht. Das Dekret verlangt ja nur „jene sittliche Rechtschaffenheit, die mit gutem Grunde *hoffen* lässt, dass die Kandidaten den Anforderungen des Priesterstandes gewachsen sein *werden*.“ Allein anderseits ist damit doch gegeben, dass Leute, bei denen an Stelle der erwähnten Charaktervorzüge die gegenteiligen Mängel hervortreten, als Priesteramtskandidaten zu ersten Bedenken Anlass geben müssen. In solchen Fällen ist meines Erachtens der Erzieher oder Seelsorger nicht bloss berechtigt, sondern dem Priesterstande, den Seelen und dem Betreffenden selbst gegenüber verpflichtet, ihm bei gegebener Gelegenheit zu sagen, so lange sein Charakter diese Fehler aufweise und die entgegengesetzten Tugenden ihm abgehen, könne von Priesterberuf im Ernste nicht die Rede sein. Wie gesagt, handelt es sich durchaus nicht um ein endgültiges Verdikt, der Jüngling eigne sich nicht zum Priestertum. Denn auch in den Entwicklungsjahren der Gymnasialzeit, ja gerade hier, ändert sich das Charakterbild oft von einem Jahre zum andern ganz auffallend. Das gilt auch von den auf die Pubertät folgenden „geistigen Entwicklungsjahren“ unserer Fünft-, Sechst- und Siebentklässler. Vielfach ist gerade die ernste Mahnung, dass es sich im Kampf um die Tugend z. B. des Gehorsams oder der Keuschheit um ein wesentliches und entscheidendes Stück Priesterberuf handle, ein wertvollstes Motiv zur Treue und Ausdauer im Kampfe.

Unter den hier in Frage kommenden Charakterfehlern seien einmal erwähnt: Mangel an Frömmigkeit, oder dann eine zu gefühlsmässige und damit unbeständige, oder auch eine rein innere, protestantische Frömmigkeit, die mit festen äusseren Formen und Normen und gemeinschaftlicher Betätigung sich nicht abfinden kann, sondern immer eigene Wege gehen will; Egoismus, der nur an sich denkt und für sich sorgt, ohne sich um der andern Schicksal tatkräftig zu interessieren; eine ins Irdische versunkene, materialistische genussüchtige Gesinnung, die zu viel an Geld usw. denkt oder auch dem Weltgeist zu sehr Konzessionen machen will; aber anderseits auch ein irrealer Rigorismus, wie er oft unter dem Schein des heiligsten Eifers auftritt, aber durch seinen Starrsinn, seine Unklugheit und Einseitigkeit seit Tertullian schon manchen abgefallenen Priester kennzeichnet; vor allem

auch Mangel an aufrichtigem, innerem und erprobtem Gehorsam, stetes Murren, Kritisieren, Wühlen und Hetzen gegen Vorgesetzte; dann Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin, einmal im Gebiete der Keuschheit, dann aber auch gegenüber der Launenhaftigkeit in der Erledigung der Pflichtenarbeiten usw.

Zur moralischen muss dann ferner die *intellektuelle* Eignung für den Priesterstand treten. Auch diese besteht wieder in der natürlichen seelischen, speziell geistigen Befähigung einerseits und der durch die Studien erworbenen Schulung und Bildung anderseits. Hier, besonders in der positiven Vorbildung, treffen wir einen Punkt, der entsprechend den kulturellen Verhältnissen der späteren Seelsorge nach Ort und Zeit in seinem Masse ziemlich variieren kann. Immerhin kann man aus der klugen Erwägung unserer Bildungsverhältnisse und aus der Tatsache, dass unsere hochw. Bischöfe in der Regel das Reifezeugnis als wissenschaftlichen Ausweis zum Eintritt in die Seminarien verlangen, sich einen gewissen Masstab bilden. Daraus ergibt sich auch, was von jenen schwach Begabten zu halten ist, die sich trotzdem unbedingt zum Priestertum berufen glauben. Ein erfahrener Priestererzieher hat wohl das Richtige getroffen mit der Auffassung, wenn einer nur etwas schwächer, nur wenig unter normal begabt ist und den ernsten Willen hat, Priester zu werden, so kann das dann, aber auch nur dann geschehen, wenn für die Lücke der schwächeren Begabung die nötige Kompensation vorliegt; diese besteht in zwei Punkten, die aber wirklich dann beide gemeinsam da sein müssen, nämlich in einem ausgesprochenen praktischen Sinn und gesunden Urteil, und zweitens in wirklich gefügiger, lenksamer Unterordnung unter Ansicht und Urteil eines andern, also im direkten Gegenteil der mit der intellektuellen Beschränktheit so gern sich paarenden Borniertheit.

Und wenn einer durchaus nicht vorankommt in den Studien und sich doch unbedingt berufen fühlt? Dieses Gefühl kann nicht ausschlaggebend sein; die entscheidende Rolle ist ihm ja im Dekrete abgesprochen worden. Und übrigens ist ja der allmächtige schöpferische Wille Gottes durch sich selbst unfehlbar wirksam. Wen also Gott als Priester haben will, dem wird er sicher auch die unbedingt nötigen Fähigkeiten dazu verliehen haben. Fehlen ihm also diese offensichtlich, so ist es eben nicht der wirkliche Wille Gottes, der ihn im Priestertum haben will. Manchmal ist es in diesen Fällen eine falsche einseitige Interpretation des Willens Gottes. Es ist von Gottes Seite einfach der Ruf, sich in einem eigenen Stande ganz und ausschliesslich Gott zu weihen; so ist schon mancher dann glücklicher Laienbruder in einem Orden geworden, nachdem er sich ohne Erfolg halb oder ganz krank studiert hatte.

2. Neben der bisher besprochenen Berufseignung erfordert das Dekret dann noch den ersten und richtig motivierten *Berufswillen*. Die Frage, ob dieser vorhanden sei, ist nun wirklich eine innere Angelegenheit des Kandidaten, die er selbst in seinem Gewissen entscheidend beantworten kann. Hier treffen wir also den Punkt, der mit der vom Dekret als unwesentlich abgelehnten Neigung am nächsten sich berührt. Nur handelt es sich in Wirklichkeit nicht um einen irrationalen, mehr oder weniger gefühlsmässigen und naturhaf-

ten Drang und Trieb, sondern um den menschlich verstandemässigen, erleuchteten Willen, der in bewusster, klarer Ueberlegung auf erkannte, erwogene Beweggründe hin eine freie Tat setzt und daran ebenso frei wie unerschütterlich um richtiger Motive willen festhält und ein Leben lang festzuhalten bereit ist. Dass dabei die Neigung des Herzens nach dem Priestertum eine dienende und recht fördernde Rolle spielen kann und sehr oft wirklich spielt, und dass diese Neigung bei gegebener Eignung sehr oft vorhanden ist und den Weg zum wahren Berufswillen bildet, ist nach wie vor klar und ganz in Ordnung. Denn die Gefühle des menschlichen Herzens sollen dem Willen dienen.

Selbstverständlich ist es auch in diesem Punkte gut und ratsam für den Kandidaten, sich nicht allein auf eigene Einsicht zu stellen, sondern zu beraten, und zwar hier nun vor allem mit dem, der das eigene Innere des Jünglings kennt, mit seinem Seelenführer. Dieser ist imstande, die Motive zu durchschauen, die Richtung und Beständigkeit des Willens zu beurteilen. Damit sind nun beide Stücke des Priesterberufes samt ihren Gründen der Beurteilung des eigenen Gewissens oder der Erzieher und Seelsorger zugänglich.

Die erwähnten beiden Stücke des Priesterberufes, richtiger also der Berufbarkeit des Jünglings durch den Bischof sind auch deutlich berührt im Ritus der (Diakonen- und) Priesterweihe. Seinen Berufswillen bringt der Kandidat zum Ausdruck durch sein „adsum“ auf den Namensaufruf; bezüglich der Eignung aber fragt der Bischof den Archidiakon, der die Kandidaten ihm vorstellt, ausdrücklich *Scis illos dignos esse?* Und der Archidiakon muss, indem er sich dabei auf die ihm vorgelegten Zeugnisse stützt, antworten: „Ich weiss und bezeuge, soweit menschliche Schwachheit das feststellen kann, dass sie zur Bürde dieses Amtes würdig seien.“ Diese Forderungen werden also gestellt, und wenn diese erfüllt sind, findet die Weihe statt.

Une littérature française chrétienne

Pas du tout prétentieux, ce mince petit volume, il est même à présumer que plusieurs s'autoriseront de l'exigüité de son format pour le regarder avec un certain dédain, ne soupçonnant pas que s'il eût été plus volumineux, il aurait probablement perdu son principal charme ni ne serait plus cette merveilleuse galerie de tableaux, où l'on ne sait ce qu'on admire davantage, de la pureté du dessin, de la sûreté du coup de pinceaux et de la vivacité du coloris. Peut-être croiront-ils qu'ils se sont trop souvent promenés dans l'incomparable jardin qu'est la littérature française et trop familiarisés avec elle pour pouvoir tirer un réel profit de la lecture du modeste manuel. Puissent-ils se raviser et ne pas suivre cette première impression!

Si le livre de M. Calvet est en effet un manuel en raison de son format portatif, il ne l'est plus par la manière dont l'illustre historien traite son sujet et l'ampleur qu'il a su lui donner, et très sûrement, je ne saurais trop presser ceux qui aiment les beaux livres de lire l'histoire de la « Littérature française chrétienne ».*) Qu'ils fassent un moment confiance à l'éminent critique si connu déjà et qui s'est vraiment surpassé encore ici. Ils auront à peine entrepris en son aimable compagnie et sous sa conduite

expérimentée la promenade à laquelle il nous convie, qu'ils seront étonnés et ravis d'avoir tant de choses nouvelles pour eux à admirer: plantes très intéressantes de toutes sortes, fleurs aux chaudes couleurs et aux parfums délicats, gracieux arbustes, auxquels ils n'avaient pas pris garde jusqu'alors. Mais même ce qu'ils auront admiré cent fois acquiert, vu sous le soleil de l'idée chrétienne, je ne sais quel charme inconnu. Sans doute, le style de l'auteur, style alerte, presque ailé, simple et concis, et pourtant clair et précis, plein de chaleur et de vie, caractérisant en quelques mots un écrivain, une œuvre, une époque, est pour beaucoup dans ce charme qui vous séduit dès les premières pages, mais il y a autre chose, je ne sais quoi de mystérieux qui agit sur l'auteur pour agir ensuite sur le lecteur.

Ce n'est pas que M. Calvet cherche à dissimuler les laideurs. Au contraire, celles-ci n'en ressortent que davantage par contraste. Qui oserait dire, par exemple, qu'il a flatté le moyen âge? Pourrait-on être plus sévère qu'il l'est, tout en restant dans le vrai?

Chaque époque apparaît bien telle qu'elle a été, avec ses lumières et ses ombres, son réalisme vulgaire ou son idéal, sa médiocrité ou sa richesse littéraires. Je ne connais aucune histoire de la littérature française, où les périodes soient plus nettement marquées. C'est que l'auteur, à cause de la parfaite maîtrise de son sujet, possède un talent sans pareil pour résumer les résultats acquis, les coordonner en de magnifiques synthèses, d'où tout élément inutile est impitoyablement banni, sans que rien de ce qui appartient à la matière traitée soit laissé de côté.

Les différentes époques sont naturellement traitées avec plus ou moins de développement, selon qu'elles auront été plus ou moins inspirées par l'idée chrétienne. C'est ainsi que l'époque de la Renaissance et celle du XVIII^e siècle sont les moins étendues. Celle-là, cependant, offre à l'auteur l'occasion de traiter dans des pages excellentes du mouvement de la Renaissance, tandis que dans celle-ci il nous fait assister avec un palpitant intérêt à la lutte de la pensée chrétienne contre la philosophie athée.

Mais de toutes les périodes, celle du grand siècle est naturellement la plus importante et aussi la plus développée. L'auteur la divise en deux moitiés d'inégale valeur, mais dont la première, quoique de beaucoup inférieure à la seconde sous le rapport de l'art, ne laisse pas d'impressionner par le renouveau de vie chrétienne qu'on y remarque. C'est dans cette partie de son livre qu'on peut constater le profit que M. Calvet a tiré de l'œuvre monumentale, dont il fait d'ailleurs le plus bel éloge, de l'abbé Henri Bremond: *Histoire du sentiment religieux*. On y fait connaissance avec des noms qu'on n'avait pas l'habitude de rencontrer dans les histoires de notre littérature: des de Bérulle, des de Condren, des Olier, des Jean Eudes. Noms d'hommes qui ont plus contribué à réformer et à sauver l'âme française que d'autres noms retentissants.

Mais il nous tarde d'arriver au XIX^e siècle. Nous y sommes en effet bientôt, et il suffit de jeter un regard sur les sous-titres du chapitre pour comprendre le plaisir qu'on éprouve à le lire. On se demande malgré soi comment l'auteur est parvenu à mettre tant d'ordre dans une matière si embrouillée, dans des écoles et des courants si divers, et a pu rassembler tant de noms sans faire de cette partie de son livre une sèche nomenclature, mais, au contraire, quelque chose de très vivant. D'ailleurs, qu'on ne conclue pas de ce qui précède, que ce n'est plus avec une histoire de la littérature française mais avec l'histoire du christianisme en France que nous avons à faire: car c'est bien de littérature française qu'il s'agit; mais M. Calvet n'attire notre attention sur une œuvre, que si elle a été inspirée en tout ou en partie par l'idée chrétienne. Voilà ce qui fait de son livre un livre nouveau et qui mérite la

*) *Littérature française*, par J. Calvet. Librairie Bloud et Gay, Paris, 12 francs français.

reconnaissance de tout catholique. A mon avis aucun maître ne devrait l'ignorer; tous devraient l'avoir à leur disposition pour compléter au besoin le manuel, dont ils se servent habituellement pour leurs cours.

François de Sales.

Der Name Professor

Es ist interessant zu verfolgen, wie sich in der latein. Gelehrtensprache innerhalb rund 150 Jahren das Wort professor entwickelt hat. Die Entwicklung fällt in das goldene und den Anfang des silbernen Zeitalters der lateinischen Literatur. Quintilian und Plinius sind die ersten, die nachweisbar das Wort professor brauchen; doch den Weg dazu gezeigt hat ihnen Cicero.

Professor setzt voraus profiteri aus pro und fateri: frei und offen bekennen, heraussagen. Man konnte sich nun auch zu einem gelehrten Berufe frei und offen bekennen. So sagt Cicero, Tuscul. 2, 4: se grammaticum profiteri, und Murena 13: se iuris consultum esse profiteri, das heisst: sich als Grammatiker, als Rechtsgelahrten ausgeben. Von der Person, die ihren Beruf bekennet, zum Berufsfache, das bekannt wird, war ein kleiner Schritt, den Cicero selber noch gemacht hat. Er hat damit auch dem Wort eine kleine Umbiegung in der Bedeutung gegeben: Wer eine Wissenschaft offen bekennet, der ist ihr Lehrer. Cicero hat folgende Stellen: Pison. 29: philosophia, quam qui profitetur; Tuscul. 2, 4: artem vitae professus . . .

Der Ausdruck muss als etwas Feines, nicht Alltägliches empfunden worden sein; so konnten ihn auch Dichter wie Ovid, ars am. 3, 581 gebrauchen: Munera det dives. *ius qui profitebitur* adsit.

Das Verbalsuffix, das eine Person bezeichnet, die dauernd eine Tätigkeit ausübt, ist — or: scriptor (rerum), venator, mercator. Qui artem profitetur, est artis professor. Der Weg ist geebnet. So hat dann Quintilian rund 100 Jahre nach Cicero wirklich das Wort professor gebraucht. Es kann aber tatsächlich schon früher angewandt worden sein, aber für uns nicht nachweisbar. Quintilian sagt nun im Buche de institutione orat. XII. 11, 20: geometrae, musici, gramatici ceterarumque artium *professores*. An einer andern Stelle setzt er den professor neben den auctor und gibt ihm wohl so den Sinn des mündlich vortragenden Lehrers im Gegensatz zum Schriftsteller. Quint. II. 15, 31: non obscurus *professor* atque *auctor*.

Plinius der Jüngere, der Freund des Kaisers Traian, braucht nicht bloss das Wort professor im ganz konkreten Sinne von Lehrer, sondern gibt nach diesem auch dem Verbum profiteri den konkreten Sinn: Professor sein, lehren, den es in der klassischen Zeit nicht gehabt hat. Ein treffliches Beispiel ist der Anfang des 11. Briefes im 4. Buche der epistulae: C. Plinius Corn. Miniciano suo s. audistine Valerianum Licinianum in Sicilia *profiteri*? . . ipse dixit dolenter et graviter: Quos tibi, Fortuna, ludos facis? facis enim ex professoribus senatores, ex senatoribus *professores*.

P. H. V.

Der Name Quitte.

Wohl keiner würde in dem einfachen Namen einer Frucht den Namen und die Kultur eines vorgriechischen Mittelmeervolkes ahnen. Dieses Volk samt seinem Wohn-

sitz ist uns aus dem Homervers Odyssee 3, 292 bekannt. Nestor erzählt dem Telemach seine Irrfahrten; er kommt nach Kreta: echi *Kydones* enaion Jardanou amphi rheethra — wo um die Strömungen des Jardanos die *Kydonen* wohnen. Der Jardanos ist am Westende der Insel gegen Griechenland hin. Dieses Volk muss besonders Aepfel gepflanzt und in Kauf gebracht haben, und so hiessen denn die im Altertum viel besprochenen Liebesäpfel mela (mala) *kydonia*. Cato, de re rustica 7, 3 nennt sie mala cotonea. Später wurde daraus das Wort cutina, mit dem Quitte etymol. identisch ist. So lebt in diesem Namen ein längst verschollenes Volk weiter.

P. H. V.

Bücherecke

Carl Grimberg, Weltgeschichte. Leben und Kultur der Völker. 1. Band: Anfänge der Kultur. Die Ägypter. Die Assyrier und Babylonier. Israeliten und Phönizier. Die Meder und Perser. Die ägäische Kultur. 2. Band: Die Griechen.

8^o Je Bd. 543 bzw. 635 S mit zus. 355 Abb. u. Kart. In Ganzleinen Subskriptionspreis je Bd. M. 7.90. Einzelpreis je Bd. M. 8.80. R. Voigtländers Verlag, Leipzig C 1.

Obwohl an weiteste Volkskreise gerichtet, hat Grimbergs Weltgeschichte auch bei führenden Fachmännern dankbare, ja begeisterte Aufnahme gefunden. Sie ist in der Tat nichts weniger als ein blosser Abklatsch früherer Geschichtswerke, sondern weist auf jeder Seite eine eigene Note und das durchaus persönliche Gepräge ihres Verfassers auf. Sie stützt sich überwiegend auf das Quellenstudium alter Urkunden, Selbstbiographien, Briefe, Tagebücher, sowie auf die in langjährigen Studienreisen gewonnene Autopsie des Autors. Dass dabei die zeitgenössische Literatur nicht vernachlässigt wurde, zeigt schon ein Blick in die umfangreichen Literaturverzeichnisse. Dazu kommt eine klare, packende Darstellungsweise und ein sehr instruktives Bildmaterial. Bei aller Fülle von Einzelheiten lesen sich die Bände wie aus einem Guss. Die geistige und soziale Kultur wird in reichstem Ausmass berücksichtigt. Die im ganzen sehr glückliche Auswahl, die allgemein verständliche Form und die vorzüglich getroffene Zeitstimmung lassen uns im Verfasser neben dem anerkannten Gelehrten auch den tüchtigen Pädagogen erkennen. Mit Spannung erwartet man den auf 1930 angekündigten Römerband.

R. L.

Im Spiegel der Sprache. Bilder aus Natur und Menschenleben. Von Prof. Dr. Karl Bergmann. 1929. Kart. M. 5.—, geb. M. 6.50. Ferd. Dümmler, Berlin.

Die Eigenart und Reichhaltigkeit dieses Buches werden am besten veranschaulicht durch die Anführung einiger Kapitelüberschriften: Ueber Sinn und Wert sprachlicher Betrachtungen: Die sprachliche Entwicklung des Kindes (sprachliche Beobachtungen, die der Verfasser während zehn Jahren an seinen beiden Kindern gemacht hat); Die Soldatensprache des Weltkrieges; Ueber die Sprache in Friedr. Gundolfs Buch „Cäsar, Geschichte seines Ruhms“; Von der Grundbedeutung unserer Wörter; Die Verwendung geographischer Eigennamen als Gattungsnamen in der deutschen Sprache; Tierbilder als Mittel zur Darstellung der geistigen und sittlichen Eigenart des Menschen; Die Bildersprache unserer zeitgenössischen Erzähler; Unsere deutschen Mundarten usw.

Die Aktualität der behandelten Stoffe und Probleme, die fesselnde Darbietung und die zuverlässige wissenschaftliche Grundlage machen das Buch wirklich zu einer trefflichen Anleitung, Natur und Menschenleben vermehrt im Spiegel der Sprache zu betrachten.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Das Volkslied – Ein altes Geschichtslehrbuch – Zur Frage der Schuljahrseinteilung – Nova et vetera – Le surmenage – Bücherecke.

Das Volkslied

Von P. Alban Stöckli.

Es ist noch nicht gar lange her, dass man einen Vortrag ankündete „Von Volk zu Kunst“. Wahrscheinlich sollte das heissen, es ist ein weiter Weg vom Volk zur Kunst, nämlich zur modernen Kunst. In neuester Zeit fand man es vorteilhafter, von einem Verständnis und Eingehen des Volkes auf die moderne Kunstrichtung zu sprechen, und bedauerte nur noch ein paar zurückgebliebene Akademiker, denen das Verständnis immer noch nicht aufgeht. Es liegt uns fern, einen Spiess in dieses Gefecht zu tragen. Wir haben die beiden Ansichten nur als Gegenwartsercheinungen gebucht. Mit unserem Thema haben sie allerdings das zu tun, dass wir *das Volkslied als Volkskunst* ansprechen. Es ist nicht die einzige. Das alte Bauern- und Bürgerhaus vertritt ebenfalls einen Zweig der Volkskunst, die volkstümliche Architektur. Auch in der Plastik finden wir Proben starker volkseigener Begabung. Auf dem Gebiet der Literatur ist neben dem Volkslied auch das Volksschauspiel und die Volkserzählung als Kunstgut des Volkes ein Gegenstand eifriger Untersuchung und steigender Wertschätzung. Das Volkslied hat den Vorteil, zuerst als Volkskunst erkannt und gewertet worden zu sein. Herder gebührt das Verdienst, dass er es als literarische Erscheinung aus der Taufe gehoben und ihm den Namen gegeben hat. Seither ist auf diesem Gebiet viel getan worden. Man hat Volkslieder gesammelt, gesichtet, verglichen, gruppiert und für einzelne grössere oder kleinere Gebiete Zusammenstellungen herausgegeben *). Wenn wir heute in der „Mittelschule“ diesen Gegenstand ebenfalls vornehmen, so geschieht dies nicht darum, als ob wir in dieser Arbeit besondere neue Resultate aufzuzeigen hätten, sondern in der Absicht, eine Behandlung dieses Gegenstandes zu geben, die auf den Literaturunterricht an unsern Mittelschulen zugeschnitten ist und darum auch die Beispiele aus dem Lesebuch nimmt. Zugleich wird man in dieser Arbeit die erweiterte Probe eines Kapitels der Literaturgeschichte erkennen, wie wir sie für die oberen Klassen des Gymnasiums geplant und zum Teil ausgeführt haben.

1. Warum Volkslied?

Es ist selten für eine literarische Erscheinung ein so bezeichnender Name geprägt worden wie für das Volkslied. Es trägt diesen Namen aus einem dreifachen Rechtstitel. Fürs erste ist der *Verfasser* von Wort

*) Siehe des Verfassers Einzelstudie aus diesem Gebiet: *Das Volkslied im Aargau*. Mit Originalholzschnitten von Stäger-Mander. Verlag Kasimir Meyers Söhne, Wohlen (Aarg.)

und Weise in den meisten Fällen ein Mann aus dem Volke, d. h. ohne gelehrte Bildung. Ferner ist der *Stoff* des Volksliedes dem Volksleben entnommen, sei es, dass eine typische Erscheinung des Lebens, wie in den Liebesliedern und Ständeliedern, besungen wird, oder dass ein ausserordentliches Ereignis, ein Unglück oder Vebrechen, welches das Volksgemüt besonders stark erregte, zum Gegenstand gewählt wird, wie dies z. B. im „Schloss in Oesterreich“ oder bei „Agnes Bernauerin“ der Fall ist. Drittens endlich ist der Name Volkslied begründet, weil die *dichterische Gestaltung* und die *Melodie* volkstümlich gehalten sind. — Es ist darum eine billige Ironie, wenn Grillparzer, der erklärte Verächter der Volkspoesie, diese erledigt mit dem Spruch:

Wenn unsere Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuschüchtern;
Damit es uns nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern.

Herder wird mit seiner Auffassung, dass die Poesie eine Menschheits- und Völkergabe sei, doch Recht behalten, wenn man auch anderseits daran festhalten muss, dass die hohe, bahnbrechende Kunst der Vorzug einiger Weniger ist, den Strömen vergleichbar, die durch mächtigen Quellenauftrieb aus der Erde brechen. In diesem Sinne enthält Grillparzers anderes Wort:

Das Volk verehr' ich so wie ihr,
Die Masse zusamt dem Hebel;
Lasst ihr aus dem Volke die Besten weg,
So bleibt nur noch der Pöbel.

einen richtigen Gedanken, wenn er auch überspitzt ist.

2. Die Verfasser der Volkslieder.

Die Verfasser der Volkslieder finden wir in allen Kreisen des Volkes. Es ist nicht so, wie Grillparzer meint, dass wir diese Verfasser nur unter dem Pöbel zu suchen hätten. Vom Stadtherren bis zum Landstreicher sind alle vertreten. In der ersten Blütezeit und später finden wir auch Vertreter aus dem Adel und aus dem aufstrebenden Bürgertum; besonders die Stadtschreiber sind zahlreich belegt. Namentlich in bewegten Zeitläufen machten diese sich gern zum Sprachrohr der Parteien in politischen Liedern. Tschudy bemerkt einmal, dass ihre verwegene Sprache fast zu einer Gefahr für den allgemeinen Frieden werde. Galt dies auch mehr für den Ton ihrer amtlichen Schreiben, so ist er doch auch in ihrer gelegentlichen poetischen Tätigkeit zu finden.

Mit ihrem persönlichen Namen sind verhältnismässig wenige Volksliederdichter bekannt. Nur in einigen historischen Liedern nennt sich der Verfasser in der letzten Strophe, z. B. im Murtnelied: „Vit Weber hat dis lied gemacht“, oder im grossen Sem-

pacherlied „Halbsuter unvergessen . . .“, im Lanzknechtlied: „sang Jörg Graf, ein bruoder aller Lanzknechte“. So auch noch im neuen Tellenlied: „der Muchheimb hats gesungen“. In den meisten Fällen aber, wenn überhaupt eine Angabe gemacht wird, findet man nur den Stand des Sängers oder seine dienstliche Stellung vermerkt. So im „Schloss in Oesterreich“: „Wer ist's, der uns dies Liedlein sang? Es habens getan drei Jungfräulein zu Wien in Oesterreich“. Oder: „Es haben's gesungen drei Goldschmiedsjungen, wohl auf der Wacht, am Samstag z'nacht.“. Auch in neuern Volksliedern findet man diesen neckischen, zum Rätselraten anregenden Schluss. So in einem Lied aus der Zeit des aargauischen Kulturkampfes, dessen letzte Strophe heisst:

Ein Artillerietrompeter
der dritten Kompagnie
hat sich den Kopf geschüttelt
und diese Vers geknüttelt,
so guet s'hed möge sy.

Als Verfasser und mehr noch als Vorträger kamen, namentlich in frühern Jahrhunderten, die Bänkelsänger, Geiger und Aufmacher in Betracht, die bei Volksfesten, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen für Unterhaltung und Belustigung sorgten.

Diese Spielleute und öffentlichen Spassmacher bildeten in frühern Zeiten, so noch im 15. Jahrhundert, eine Art Zunft oder Innung. Sie standen unter einem sog. Pfeiferkönig. Ein solcher ist nachgewiesen in der Person des *Ulmann Meier* von Bremgarten. Auch der Lehenbrief, durch den ihm das Pfeiferkönigtum von Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich übertragen wurde, ist noch vorhanden. Er ist datiert auf den 29. März 1430.

Dem Vortrag von Volksliedern widmeten sich mit Vorliebe auch Blinde, da diese für Musik vielfach eine vorzügliche Begabung aufweisen. Zur Unterstützung des Gedächtnisses verwendeten diese oft einen Kerbstock, woran sie die Anzahl der „Gesätze“ oder Strophen abgriffen. Auch Frauen sind als Sängerinnen bezeugt, bilden aber eine seltene Ausnahme. Eifrigen Anteil am Volksgesang nahm das Bauernvolk. Dieses stellte auch die meisten Lanzknechte, die ihrerseits ebenfalls sehr sangeslustig waren und als Schöpfer und Verbreiter vieler Volkslieder in Betracht kommen. Die eigentlichen Bergbauern oder Hirten pflegten als Spezialität des Volksgesanges den Jodler, der in seiner Eigenart nur unter dem Bergvolk heimisch ist, und von dem ein Forscher 444 verschiedene Arten festgestellt hat.

3. Form und Inhalt des Volksliedes.

Die äussere Form des Volksliedes ist sehr mannigfaltig. Sie steht ganz unter dem Einfluss der Melodie. Das echte Volkslied ist im Gesang entstanden. Zwar verfügt nicht jedes Volkslied über eine eigene Melodie. Viele sind auf die Weise eines anderen gedichtet, so: „Ein schön Neu Lied von Wilhelm Thell, im Thon Wilhelmus von Nassowe, bin ich von etc.“ Andere lehnen sich stark an eine andere Melodie an. So ist die Melodie des Bicocca-Liedes einem französischen Liebeslied nachgebildet und zeigt daher diesen unerwar-

teten, elegischen Charakter. Im grossen und ganzen vermeidet das Volkslied chromatische Töne und bevorzugt die Dur-Akkorde. Ausnahmen davon gibt es allerdings zahlreiche, besonders die Liebes- und Abschiedslieder bewegen sich gern in Moll.

Was Rhythmik und Strophenbau anbelangt, so darf man das Volkslied nicht an dem Kunstlied messen. Das Volkslied kümmert sich nicht um die Opitzsche Reform und das Gesetz von regelmässiger Hebung und Senkung. Es hat die mittelalterliche Rhythmik von stark- und schwachbetonten Silben beibehalten, aber auch ihre Unregelmässigkeit. Was beim Lesen unregelmässig erscheint, wird ausgeglichen im Gesang. In der *Strophik* ist ebenfalls die mittelalterliche Liedform bewahrt, bestehend aus zwei Stollen und dem Abgesang, z. B.:

1. Stollen

Den liebsten Bulen, den ich han,
der leit beim Wirt im Keller,

2. Stollen

Er hat ein hölzen rücklin an
und heisst der Muskateller;

Abgesang

er hat mich nechten trunken gmacht
und fröhlich heut den ganzen Tag,
Gott geb im heint ein gute nacht!

Auch in bezug auf den *Reim* unterscheidet sich das Volkslied vom Kunstlied. Im Volkslied ist der Reim sehr oft unrein, er begnügt sich häufig mit der *Assonanz*, d. h. mit dem Gleichklang der Vokale, ohne Übereinstimmung in den Konsonanten. Gewählte Reime sind selten, viele dagegen sind hergebracht und traditionell.

Eine Eigentümlichkeit, die hier erwähnt zu werden verdient, ist die Dreizahl, die in den Volksliedern eine so grosse Rolle spielt. „Es ritten *drei* Reiter zum Tor hinaus“. „Es zogen *drei* Burschen wohl über den Rhein.“ „Es stund wohl an den *dritten* Tag.“ „Es wohnte ein Pfalzgraf hehr am Rhein, der hatte *drei* herzige Töchterlein.“ Woher diese Vorliebe für die Drei? Es mag dies in der Struktur des Liedes einen Grund haben, das, wie wir gesehen haben, dreiteilig angelegt ist, bestehend aus zwei Stollen und Abgesang. Oder es mag diese Erscheinung ein Nachhall sein des Volkspruchwortes: Aller guten Dinge sind drei, und des Rechtsgrundsatzes: tres faciunt collegium.

Bedeutsam wird die Form des Volksliedes durch die *dramatische Spannung*, durch die sich viele grössere, balladenartige Volkslieder auszeichnen, zum Beispiel: Der Tannhäuser, Agnes Bernauer, Die zwei Königskinder u. v. a. Darum haben namhafte Dramatiker ihre Vorwürfe schon oft mit bestem Erfolg bei den Volksliedern gefunden, z. B. Wagner, Hebel, Ott. Im Volkslied selbst ist die dramatische Spannung freilich oft mehr angedeutet als ausgeführt. Die Form weist oft Lücken auf, die der Phantasie und dem Gemüt des Zuhörers zur Ausfüllung überlassen werden. Ein typisches Beispiel hierfür hat man im Lied von der schönen Bernauerin.

(Schluss folgt.)

Ein altes Geschichtslehrbuch

Durch den Orbis pictus des Amos Comenius wurden viele andere Schulmethodiker angeregt, das notwendige Schül- und Lebenswissen in Bildern zusammenfassen und übersichtlich dem Gedächtnis einzuprägen.

Das Buch, das mir vorliegt, trägt den Titel:

„Die Welt in einer Nuss oder die Historien von Anfang der Welt samt deren Zeitrechnung bis auf unsere Zeit auf eine besondere und ganz leichte Art kurz zusammenzufassen oder ausgebreitet in einem Augenblick auf einer Tafel zu wiederholen, fürgeschrieben und furgebildet auch Neu hervorgebracht von Christoph Weigel in Nürnberg.“ — Die Zeit des Druckes ist nicht angegeben, doch ergibt sich aus dem letzterwähnten Ereignis, dass das Buch zwischen 1720 und 1730 herausgekommen sein muss.

Es trägt auch eine „Zuschrift an die Geschicht- und Klugheit-liebende Jugend“:

Nimm, erthste Jugend, hin, was dir zu gut erfunden,
den Sporn zur Tugend-Lieb', im Spiegel Schand' und Ruhm.
Flieh jene, suche den, eh dein Gemerk verschwunden.
Auch ist hier, brauch es recht, ein Astrolabium:
die Höhe und Niederheit der Welt nicht zu vergessen,
und Gottes breite Gü't, für seine Kirch zu messen.

Ist sonst auch dein Geschmack der Weisheit Kern gewogen?
Hier wird er reif und mild gesund und lieblich sein.
Die Schalen sind entzwei, die Bälglein abgezogen.
Nichts hast du mehr zu tun. Nur greife munter drein,
und tracht auf diesem Grund die Felder oft zu messen,
so kannst du Kern und Witz mit deinen Augen essen.

Im Vorbericht erklärt der Verfasser, dass er auf den Vorarbeiten von Schuppius aufbaue und nennt auch Gregorius Andreas Schmid, einen Wagenseil- und Winkelmann als Vorgänger in der von ihm befolgten Methode.

Diese selbst.

Zuerst kommen sechs Kupfer mit je 10 kleinen Bildchen; jedes dieser Kupfer stellt ein Jahrtausend dar, vier vorchristliche und zwei nachchristliche Jahrtausende. Jedes der je 10 Bildchen stellt ein Ereignis aus einem der 10 Jahrhunderte eines Jahrtausends dar. Dabei zeigt die Umrahmung der Bildchen das Jahrhundert dadurch an, dass der Rahmen des zweiten Jahrhunderts zwei Ecken, der des sechsten sechs und der des neunten also neun Ecken zeigt und so weiter.

Die Jahrtausendzahl selber steht in einem Kranze von Blumen oder Früchten, das erste vorchristliche Jahrtausend zeigt Herbstfrüchte, das zweite Winterflocken, das dritte Frühlingsblumen, das vierte Sommerfrüchte, das erste christliche Jahrtausend wieder Herbstfrüchte und das zweite wieder Winterflocken. Ferner steht unter jedem Bildchen ein dreihebiges Vers und diese Verse reimen der zweite mit dem ersten, der vierte mit dem dritten usw.

Es sind Merkverse, deren Inhalt zuerst vom Lehrer erklärt werden muss, es sind Stichworte, Gedächtnisstützen, die nur dem Wissenden verständlich sind. Die Zusammenfügung der 10 Merkverse ergibt dann so etwas wie eine Schnitzelbank. Als Beispiel seien die Verse des letzten vorchristlichen Jahrtausends angeführt:

1. Der Mohr beisst in den Sand.
2. Elisa stirbt dem Land.
3. Auf Achaz' Greu'l der Kirchen
4. Lässt Gott den Ammon würgen.
5. Schmerz Croesus Rauch und Licht?
6. So krönet die Geschicht.
7. Der heilig Krieg entschieden
8. bringt für Karthago Frieden,
9. bis diese Stadt zerbrochen
10. und Caesar wird erstochen.

So wie die Jahrtausende behandelt sind, werden dann im folgenden von Abraham an alle Jahrhunderte wieder besonders, jedes mit zehn Dekadenbildchen behandelt und wieder mit zehn dreihebigen Versen versehen. Als Bei-

spiel mögen die Verse des „Seculum des Abrahams“ dienen:

Semiramis geknickt,
Osiris wird zerstückt,
Gott, der den Abram zieht,
macht, dass die Hagar flieht,
dass Sara auch noch lacht,
der Spötter fort sich macht.
Isaak ist abzukehlen,
doch nicht sein Stamm zu zehlen.
Kommt dessen Braut geschlichen?
So steht das Reich der Griechen.

Als etwas besser erscheint das 17. Jahrhundert.

Noch muss ein Heinrich dran,
der deutsche Krieg geht an.
Das Silber wird gekriegt,
da Gustav liegt und siegt.
Nach Stuarts Mord und Hohn
verschmählt ein Weib die Kron.
Der Türke wird gezwicket,
da Ludwig Holland drücktet.
Wien wehrt sich ohn' Ermüden,
giebt Ost und West den Frieden.

Es ist klar, die Merkverse stellen vollständig auf das akustische Gedächtnis ab, können aber, wenn sie wirklich sitzen, ihren Dienst tun.

Ausserdem hat diese Methode den unschätzbaren Vorteil, der dem heutigen Geschichtsbetrieb gänzlich abgeht, dass sie die Synchronismen festhält, während der heutige Geschichtsunterricht meist je ein Volk oder eine Ereignisfolge „zu Schanden reitet“ und dann erst zu den gleichzeitigen Geschehnissen übergeht und es mit diesen wieder so macht. Damit erhalten die Schüler keine Querschnitte, und sie bekommen die Ereignisse lexikonartig eingepägt statt der wirklichen Geschichte entsprechend. Ausserdem noch Bibel, Kirchengeschichte, Welt- und Schweizergeschichte, Literatur- und Kunstgeschichte hermetisch von einander getrennt. Und da sollte im Schülergehirn sich — wohl von selbst — die wirkliche Geschichte abbilden?

Mir scheint, unser alte Christoph Weigel wäre kein so übler Methodiker, auch trotz seiner Schnitzelbänke.

F. A. H.

Zur Frage der Schuljahrseinteilung

Unter diesem Titel veröffentlichen die „Blätter für Anstaltspädagogik“ (Jan. 1930 S. 16ff.) die Stellungnahme des Kathol. Internatsverbandes für Bayern zum nunmehrigen Schulbeginn im Frühling. Da die Ferienverteilung dort dieselbe ist, wie bei unsern katholischen Gymnasien der Zentral- und Westschweiz, so verdienen die gemachten Erfahrungen auch bei uns Beachtung. Der Bericht lautet im Auszug wörtlich:

„Allgemein herrschte die Anschauung, dass die jetzige Einteilung eine verfehlte ist und dass man je eher, desto besser zum alten Schuljahr zurückkehren sollte . . . Nach allen Wahrnehmungen, die man im Internat aus unmittelbarer Beobachtung im Grossen machen kann, sind die Bedingungen für das Gedeihen der Studien beim neuen Schuljahr wesentlich ungünstiger als beim alten. Inwiefern? Das jetzige erste Trimester von April bis Juli ist schulisch von verhältnismässig geringem Wert. Nach zu kurzer Erholung, noch dazu in ungünstiger Jahreszeit, beginnt der Schüler noch müde das neue Schuljahr. Langsam nur kommt die Arbeit in Fluss; dann folgen Ablenkungen und Unterbrechungen in reicher Fülle: Pfingsten und andere Feiertage, Wandertage, der Wettspieltag, Exkursionen, Sport- und Spielvergnügen verschiedener Art. Zudem haben die Schüler im allgemeinen das Bewusstsein, dass es auf das erste Trimester nicht allzu sehr ankommt, und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Unterrichtsertrag des ersten Trimesters oft recht bescheiden ist. Aber drei Monate des Schuljahres sind vorüber!

Nun kommen die Sommerferien, der grosse Einschnitt mitten im Schuljahr. Sie sollen den Schülern ausgiebige, gründliche Erholung bieten. Es ist kein Zweifel, dass dieser Zweck bei einem grösseren Teil der Schüler nicht erreicht wird. Selbst Schüler,

die ohne Schulsorgen in die Ferien gehen können, haben das Gefühl, dass sie mitten im Schuljahr stehen, und es fehlt deshalb die volle Entspannung und die Befriedigung einer abgeschlossenen Leistung.

Den grössten Stein des Anstosses in der gegenwärtigen Schuljahrseinteilung bildet wohl das zweite Trimester, mit dem das Schuljahr förmlich von neuem beginnt. Das zweite Trimester krankt daran, dass es zu lange ist und dass es im allgemeinen an die physische und geistige Leistungsfähigkeit der Schüler zu hohe Anforderungen stellt. Zu Beginn des Trimesters steht die Schule vor der Alternative, entweder auf allzu lockerem Fundament weiter zu bauen, oder eine umfassende Wiederholung vorzunehmen und den vergessenen Stoff des ersten Trimesters wieder aufzufrischen. In letzterem Falle gehen wieder ein paar Wochen verloren, die später durch umso grösseres Hasten und Drängen wieder eingebracht werden müssen. Da nun das erste Trimester schon schulisch nicht vollwertig ist und im zweiten wieder Zeit verloren geht mit Wiederholungen, und allenfalls mit einem kurzen Schlusssemester gerechnet werden muss, so drängt sich die Hauptarbeit in die Monate Oktober bis Dezember zusammen. Die Folge ist, dass zu gewissen Zeiten die Anforderungen besonders hoch gespannt werden und eine Ueberbürdung und Ueberlastung eintritt, die sich bei manchen Schülern auch gesundheitlich ganz auffallend auswirkt. Es sei darauf verwiesen, was darüber der Hausarzt eines grösseren Seminars in seinem Jahresbericht für 1928/29 ausgeführt hat: „Wie seit einer Reihe von Jahren, sind auch im abgelaufenen Schuljahr wieder bei einigen Zöglingen gegen Ende des zweiten Trimesters Zustände von nervöser Erschöpfung zur Beobachtung gekommen. Der Hausarzt hat in früheren Jahresberichten wiederholt Anlass genommen, sich mit der Sache zu befassen, und dabei die Ansicht vertreten, dass diese Störungen jedenfalls zu einem nicht geringen Teil ihre Ursache haben in der jetzigen Einteilung des Schuljahres.“ Ähnliche Beobachtungen konnten wohl in allen Internaten gemacht werden.

Das letzte Trimester in der gegenwärtigen Schuljahrseinteilung ist verschieden lang, je nachdem Ostern fällt. Ungünstig ist es, wenn Ostern früh fällt, weil dann das Schlusssemester allzu kurz wird. In einem solch kurzen, mit Arbeit überhäuften Schlusssemester, das zudem in die ungesunde Jahreszeit fällt und noch durch die Reifeprüfung belastet ist, kommen die Schüler kaum mehr zu Atem. Auch hier ist die Gefahr der Ueberbürdung in hohem Masse gegeben. Der frühe Ostertermin kürzt aber nicht bloss das Schlusssemester, sondern das ganze Schuljahr; die Differenz kann volle fünf Wochen betragen. Trotzdem bleibt der Lehrstoff für das einzelne Schuljahr der gleiche und muss bewältigt werden, ob das Jahr fünf Wochen länger oder kürzer ist. In diesem Punkte ist wohl das Unrationelle der Schuljahrseinteilung am meisten in die Augen springend.

Mit dem heutigen Schuljahrsschluss, der in die Fastenzeit und in ein oft recht unfreundliches Frühjahrswetter fällt, ist auch viel von der früheren Poesie des Absolutariums und des ganzen Studentenlebens geschwunden. . .

Die Ausführungen schliessen mit dem Wunsche, „dass das alte Schuljahr baldmöglichst wiederkehrt“. Dabei ist die Schwierigkeit des Anschlusses nach oben, an die Universität noch nicht berührt, die doch jedenfalls bedeutend schwerer wiegt, als die im Anschluss nach unten, an die Primarschule, wo die Leute reibungslos aus dem siebenten oder sechsten Schuljahr heraus den Anschluss an den Lehrstoff der ersten Gymnasialklasse finden können.

Erfahrungen, die, auf verhältnismässig breiter Basis und in so analogen Verhältnissen durchgeführt, zu diesen einhelligen und klaren Ergebnissen führen, sind wert, in Erinnerung behalten zu werden. P. K. S.

Nova et vetera

Die neueste *Erziehungsenzyklika*, die unser hl. Vater zum Abschluss seines Jubeljahres veröffentlichte und deren authentische deutsche Uebersetzung soeben erschien, enthält in ihrem dritten Teile in knappen Worten kräftige Ermunterungen an unseren Mittelschultypus: Bei Eingliederung des Neuen, das unsere Zeit an wirklich Gutem in

den einzelnen Wissenszweigen und Methoden bietet, wird der Lehrer sich davor hüten, das von der Erfahrung vieler Jahrhunderte als gut und wirksam erprobte Alte überstürzt aufzugeben. Das gilt vor allem für das Studium des *Lateins*, dessen Verfall wir in unseren Tagen immer mehr beobachten, gerade wegen unbegründeter Drangabe der Methoden, die vom gesunden, besonders in den kirchlichen Schulen zu hoher Blüte gebrachten Humanismus mit grossem Erfolg angewandt wurden. Diese *vornehmen Traditionen* verlangen, dass die den katholischen Schulen anvertraute Jugend in Literatur und Wissenschaft vollauf den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend unterrichtet werde, dass aber gleichzeitig der Unterricht, namentlich in der gesunden *Philosophie*, auf *zuverlässiger Grundlage ruhe, in die Tiefe gehe* und sich von jener alles wirr durcheinander mengenden Oberflächlichkeit fernhalte, die „vielleicht das Notwendige gefunden hätte, wäre sie nicht auf die Suche nach dem Nebensächlichen gegangen“ (Invenissent forsitan necessaria, nisi et superflua quaesiissent. Seneca, Ep. 45).

P. K. S.

Le surmenage

La question du surmenage au collège fait beaucoup d'encore en France. Parents, médecins, professeurs ont élevé si vigoureusement la voix que le ministre de l'Instruction publique s'en est ému. Il a constitué une commission qui est déjà au travail et dont on attend le rapport avec impatience.

Entre temps les revues pédagogiques et autres, les grands journaux, surtout le «*Journal des Débats*», le «*Temps*», la «*Revue des Deux Mondes*» discutent la question avec ardeur et proposent les remèdes les plus variés.

La cause de tout le mal — chacun le reconnaît — provient de la surcharge des programmes. Ils sont devenus encyclopédiques. Au lieu de se contenter de donner aux élèves une formation générale, on empiète sur les écoles supérieures, on multiplie les spécialités. Il faudra donc émonder le programme, y pratiquer peut-être quelques coupes rases. Mais que sera le Jonas qui consentira à être jeté à la mer pour alléger le vaisseau? «*On ne peut en France exiger de quelqu'un qu'il se fasse harakiri*» (Abbé Calvet.).

Il y a en France d'autres causes du surmenage: élèves trop jeunes — et à ce propos on nous cite, nous Suisses, comme des modèles, —; élèves qui devraient être dirigés dans une autre voie; distractions et fatigues qui résultent de l'excès des sports ou de travaux étrangers à la classe, etc. Comme on le voit, la question est vaste, elle n'est pas neuve, et elle n'intéresse pas la France seule. On attend donc, chez nous aussi, les résultats et les conclusions de la Commission chargée d'enquêter. Ch. Favre.

Bücherecke

Kempinsky, Heinrich, *Erlebte Dichtkunst*. Beiträge zur Lösung des Erlebnisproblems im Deutschunterricht. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig, 1927. Leinen M. 7.50, brosch. M. 6.—.

Hier spricht ein Meister des Erlebnisunterrichts. Er versteht es, schon die blosse Lektüre seines Buches uns von Anfang bis Ende zum Erlebnis zu gestalten. Der Verfasser hat zwar in erster Linie die Volksschule im Auge. Aber seine Ausführungen über Erlebnis im allgemeinen und Dichtkünstlerlebnis im besonderen, über Rhythmus, Reim, Klang, Vortrag in ihrem Verhältnis zum Erlebnis, über Einstimmung und Besprechung, über Erlebnishilfen und Erlebnisanschlüsse, über die verschiedenen Dichtungsarten im Lichte des Erlebnisproblems usw., wird auch der Deutschlehrer am Gymnasium nicht ohne Nutzen studieren. Vielleicht wird mancher dabei entdecken, woran sein Unterricht bis jetzt gekrankt hat; jedenfalls wird niemand das Buch ohne das Gefühl wertvoller Förderung aus der Hand legen, zumal es auch nach der stilistischen Seite ein Hochgenuss ist, dem Autor zu folgen. R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Das Volkslied — Als Kaiser Rotbart lobesam . . . — Zur Geschichte des Begriffs, Tragische Schuld — Zur sexuellen Aufklärung — La Grammaire de l'Académie française — Bücherecke.

Das Volkslied

Von P. Alban Stöckli.

(Schluss.)

Nach dem *Inhalt* hat man die Volkslieder in verschiedene Gruppen und Klassen eingeteilt. Die bekannteste und beliebteste Einteilung unterscheidet historische Volkslieder und andere. Man kann die zweite Gruppe kaum anders bezeichnen, denn sie umfasst die verschiedensten Stoffe. Statt historische Volkslieder könnte man auch sagen epische, und die andern als lyrische bezeichnen, aber die Grenze wäre bei einigen etwas schwer zu ziehen. — Spricht man vom historischen Volkslied, so hat man immerhin festzuhalten, dass kein Volkslied Geschichte sein will und ausser gewissen Einzelheiten auch wenig für das Geschichtsstudium abwirft. Ja, wollte man nach Volksliedern Geschichte schreiben, so käme man zu ganz irrthümlichen Resultaten. Ereignisse, die weit auseinanderliegen, werden zusammengezogen u. um einen Kern gruppiert. — Ein Beispiel hierfür ist das Lied von Prinz Eugenius dem edlen Ritter. Auch mit den Liedern von Tell und Winkelried wird es kaum anders sein. Denn auch das historische Volkslied will vor allem *Dichtung* sein und als solche Ausdruck der Stimmung. Insofern nun die letztere den Geschichtsforscher auch interessiert, bietet ihm das geschichtliche Volkslied die beste Quelle. Ebenso lässt es sich für die Kulturgeschichte gut ausbeuten, weil es ein getreuer Spiegel der Volksgebräuche und Volksanschauungen ist. — Welch interessantes Bild des mittelalterlichen Gerichtswesens könnte man z. B. nur aus den beiden Volksliedern: Die schöne Bernauerin und das Schloss in Oesterreich herauskonstruieren!

Die richtige Einteilung auf Grund des Inhaltes wäre nach unserer Ansicht die Unterscheidung in *geistliche* oder religiöse Volkslieder und in *weltliche*. Unter dem geistlichen Volkslied hätten wir das *Kirchenlied* zu verstehen, den religiösen Ausdruck der gläubigen Gemeinde, zum Unterschied von dem geistlichen Lied im engeren Sinn, dem persönlichen Ausdruck des Einzelnen. Das deutsche, katholische Kirchenlied ist so alt wie das Christentum in deutschen Landen. Doch sind die ältesten Proben verloren; was wir haben, geht in spärlichen Resten ins 11. und 12. Jahrhundert zurück. So das *Media vita in morte sumus* mit seiner Uebersetzung und die Mariensequenz von Muri, die aber kaum als Kirchenlied angesprochen werden kann. Dann folgten die Leisen, sogenannte wegen des Kehrreims *Kyrie eleison*.

Das katholische Kirchenlied zeichnet sich aus durch Objektivität, durch klare Betonung des dogmatischen Gehaltes. Persönliche Gefühle treten vor den Allgemeinempfindungen zurück. Es gibt zwar, besonders zur Zeit der Mystik, auch Lieder mit stark persön-

lichem Gefühlsgehalt, Lieder im Ich-Ton statt im Wir-Ton. Man denke z. B. an die Strophe des Weihnachtsliedes:

O jesu parvule, nach dir ist mir so weh,
tröst mir min Gemüte . . .

und vergleiche dazu den Wir-Ton in dem alten Wallfahrtslied:

In Gottes Namen fahren wir
oder das andere:

Nu bitten wir den heiligen Geist
um den rechten Glauben allermeist.

Das Kirchenlied war Predigt und Bekenntnis der katholischen Gemeinde zugleich. Berthold von Regensburg sagt in seiner Predigt „von der wahren Sonne“, er möchte einen Meister haben, der ihm Lieder machte über den Inhalt des wahren Glaubens, damit sie das Volk gegen die herrschenden Irrlehren und Ketzereien singen könnte.

Ein eifriger Förderer erstand dem Kirchenlied in dem Reformator Martin Luther. Er ist der Vater des protestantischen Kirchenliedes. Vieles nahm er aus dem katholischen Lied hinüber, anderes ist Ausfluss der reformatorischen Bewegung, so das Bundeslied: Eine feste Burg ist unser Gott. Die schönsten protestantischen Kirchenlieder schuf aber die pietistische Bewegung. Sie wurden in Text und Weise vielfach Vorbild auch für das katholische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. So z. B. Paul Gerharts: O Haupt voll Blut und Wunden. Erst später besann sich das katholische Kirchenlied wieder auf sein Eigenes.

Unter den *weltlichen* Volksliedern nimmt das *Liebeslied* die bedeutendste Stellung ein, und zwar tritt es sowohl in der Form der Ballade — Die zwei Königskinder —, als auch in rein lyrischer Form auf. Mit dem Liebeslied verbindet sich sehr oft das Naturlied, das Heimwehlied und das Scheideliied, z. B. Innsbruck, ich muss dich lassen, An der Saale kühlem Strande.

Das Gesellschaftslied preist die Freuden des geselligen Beisammenseins, des Weins und anderer Unterhaltung. Hierher gehört das bekannte: Den liebsten Buhlen, den ich han. Kranzlieder und Rätsellieder dienen dem gleichen Zweck.

Die *Ständelieder* feiern die Vorzüge und Annehmlichkeiten einzelner Stände oder Berufsklassen, z. B. der Hirten, Handwerker, Jäger, Krieger, Studenten. Es gibt fast keinen Stand, der nicht ein Preislied oder etwas Aehnliches hat. Ein typisches Muster aus älterer Zeit ist der „Lanzknechtorden“ von Jörg Graf.

Eine besondere Art des Volksliedes bilden noch die Neck- oder Trutzlieder, die oft eine politische, oft eine persönliche Spitze haben, und bald als grössere Lieder, bald als Spruch oder Schnadahüpfel, in der Schweiz einigenorts Ronguserli genannt, die Schwächen der Mitmenschen aufs Korn nehmen. Im Mittel-

alter spielten sie eine bedeutende Rolle; in manchen Fällen waren sie die geistigen Vorpostengefechte erbitterter Kämpfe, und wo es nicht so weit kam, haben sie wenigstens vielfach die Gerichte beschäftigt.

4. Ueberlieferung und Geschichte des Volksliedes.

Die ältesten deutschen Volkslieder, die noch aus heidnischer Zeit stammten, hatte Karl der Grosse sammeln lassen. Leider ist die Sammlung verloren gegangen. Ganz spärliche Reste dieser Volkspoesie sind uns in einigen Zaubersprüchen und im Hildebrandslied überliefert. Einen Grossteil des Inhalts dieser Volkslieder, besonders der Heldenlieder, finden wir geeint und neugegossen in den grossen Volksepen des Mittelalters wieder, manches auch in der Lieder-Edda des Nordens.

Das älteste bekannte Volkslied, das uns ausgezeichnet ist, ist ein Liebeslied und hat sich in das Marienleben Werners von Tegernsee eingeschmuggelt als hingeworfener Bucheintrag. Es ist das bekannte: Du bist min. Ich bin din. Des sollst du gewiss sin etc.

Die meisten Volkslieder dagegen aus dem 13. und 14. Jahrhundert wurden nur mündlich überliefert und dann später gelegentlich von einem Sammler ausgezeichnet. Eine der ältesten und umfangreichsten Sammlungen dieser Art ist die der Augustinernonne Klara Hätzlerin von Augsburg aus dem Jahre 1471. Sie bietet eine reiche Schau und verweist auch das Derbste nicht aus ihrer Sammlung. Es braucht schon das 15. Jahrhundert, um diese Zusammenstellung in einem Frauenkloster zu suchen. Geschichtliche Volkslieder wurden auch mit Vorliebe von den Chronisten in ihre Chroniken aufgenommen. Gilg Tschudy verzeichnet deren eine ganze Anzahl, und wo sie nicht den ganzen Text bringen, so nennen sie doch den Liedanfang.

Die mündliche Verbreitung des Volksliedes wurde ihm zum Schicksal. Denn dadurch wurde es dem beständigen Wechsel und der Erweiterung in Text und Melodie ausgeliefert. Die Lieder wurden, wie man sagt „zersungen“. Der Inhalt nahm bald da, bald dort lokale Färbung an. So gibt es ja neben dem allgemein-deutschen Tannhäuserlied eine abweichende Fassung aus dem St. Galler Oberland und eine andere aus dem Entlebuch, und sogar eine vierte Form ist von Rohholz aus dem Aargau überliefert. Ähnlich ist es mit der weitverbreiteten Schwimmersage von den zwei Königskindern. Wie dem Text, so erging es auch der Melodie. Sie musste sich verschiedene Variationen gefallen lassen. Wir haben diesen Veränderungsprozess noch in jüngster Zeit an Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden“ mit aller wünschbaren Deutlichkeit verfolgen können.

Im 16. und 17. Jahrhundert kommt dann als Verbreitungsart der Einblatt-Druck auf. Das Lied wurde, oft von einem Holzschnitt begleitet, auf ein einzelnes Blatt gedruckt und so verbreitet. Schwere Zeiten kamen über das Volkslied im dreissigjährigen Krieg, aber seine Lebenskraft konnte doch nicht ausgerottet werden. Aus dieser trübsten Zeit stammt das schöne Lied: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall.“ In der Schweiz, die von dem Unglück des dreissigjährigen Krieges verschont blieb, ist die Zeit des Barock dem Volkslied sehr günstig, namentlich dem historischen. Alle grossen und kleinen Händel finden ihren Reflex

im Liede; vor allem blühte das Heiligen- und Wallfahrtslied.

Der eigentliche Wiedererwecker des Volksliedes wurde Herder im 18. Jahrhundert durch seine Veröffentlichung: „Stimmen der Völker in Liedern“, worin er die schönsten Volkslieder aller Sprachen in deutscher Uebersetzung herausgab. Er war es auch, der den jungen Goethe in Strassburg auf diesen Schatz aufmerksam machte und ihn veranlasste, im Elsass selber nach Volksliedern zu spüren und solche zu sammeln. Einige Goethesche Lieder sind selber Volkslieder geworden, und wie sehr der alternde Goethe auch in mancher Auffassung den jungen verleugnete, in dieser Wertschätzung ist er treu geblieben. Noch aus seinen späteren Tagen stammt das Lied „Es ist ein Schnee gefallen“ in Anlehnung an ein Volkslied gleichen Anfangs. Hierin war Goethe ein echter Herderschüler, ganz anders als etwa Grillparzer, der diese Begeisterung für das Volkslied geisselte mit den Spottversen:

Die Volkspoesie, die eure Jünger
Lobpreisen mit so viel Emphatik,
Steht gleich mir mit der Volksmathematik,
Die eben nichts als die zehn Finger.

Die gleiche Abneigung galt aber nicht nur dem Volkslied, sondern auch dem Mittelhochdeutsch, und man kann wohl sagen, auch dem Mittelalter. Es ist das nicht zu vergessen gegenüber jenen Bestrebungen, die Grillparzer gern als katholischen Dichter gegen den „Heiden“ Goethe ausspielen. Kaum einer der Klassiker stand dem Mittelalter und der Volkspoesie so fern wie Grillparzer, der offen bekennt:

Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiss ich fürwahr nichts zu machen!
Wer trinkt auch, solange es Brunnen gibt,
Aus Wegspur gern und Lachen?

Grosse Verdienste um die Erforschung und Pflege des Volksliedes hat vor allem die Romantik. Clemens Brentano und Arnim gaben die erste grosse Sammlung deutscher Volkslieder heraus in „Des Knaben Wunderhorn“. Auch Uhland betätigte sich auf diesem Gebiet. Er gab eine grosse Sammlung ober- und niederdeutscher Volkslieder heraus, musste sich aber dafür von Grillparzer den Tadel gefallen lassen:

Was führst du selber Mörtel und Sand,
Zu höhern Werken berufen und schönern?
Wer bauen kann, baue auf eigene Hand
Und lasse den Karren den Tagelöhnern!

Für die Romantiker wurde das Volkslied, wie einst für den jungen Goethe, auch Vorbild für ihre eigene Lyrik. Uhland, Eichendorff und Hauff haben alle Lieder im Volkston geschaffen, von denen einige zu eigentlichen Volksliedern geworden sind, z. B. „Ich hatt' einen Kameraden“, „In einem kühlen Grunde“, „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ u. a.

Unsre Zeit ist nach dem Urteile vieler dem Volksliede nicht günstig, und in den Bestrebungen, die Volkslieder zu sammeln, sehen sie gerade die Bestätigung ihrer Ansicht. Denn, so sagen sie, man fängt an zu sammeln und in Museen zu retten, was sich selbst nicht mehr lebend zu behaupten vermag. Dieser Schluss geht entschieden zu weit. Die Bemühungen, die Volkslieder zu sammeln, sind nun bereits 150 Jahre alt. Sie sind seit Herder und der Romantik nie ganz erloschen, treiben aber von Zeit zu Zeit, wie heute, eine stärkere

Flamme und beweisen uns, dass alle echte Kunst sich immer wieder an der Volksseele orientieren muss, wenn sie nicht abwegig sein oder in Erstarrung verfallen will. Andererseits ist allerdings zuzugeben, dass manche dem Volkslied günstige Vorbedingung der heutigen Zeit fehlt oder immer mehr abhanden kommt, so die einfachen Lebensverhältnisse und der naive, zufriedene Sinn. Und was in dieser Hinsicht dem Volksleben schadet, schadet auch dem Volkslied. Aber umbringen lässt es sich nicht. Ganz versiegen kann diese Quelle nicht. Darum finden wir denn auch neue und echte Volkslieder aus der Gegenwart. Denn wenn auch der ideale Boden für das Volkslied vielfach nicht vorhanden ist, so ist doch die geheime Sehnsucht nach diesen bessern Zuständen im Herzen des Volkes wach, und es ist mehr diese Sehnsucht, die des Volksliedes Mutter ist. Und darin liegt auch zum grössten Teil der ethische Wert und die sittigende Kraft des Volksliedes: es ist ein Heimwehlied nach bessern Zeiten und Menschen.

Als Kaiser Rotbart lobesam — — —

F. A. H. In der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins 1921, No. 43, stiess ich letzthin unter den lateinischen Inschriften Jerusalems auf das „Epitaphium illius famosi Wiggeri, per multa fortia facta approbati“.

Die multa fortia facta erinnerten mich sofort an Uhlands Gedicht, das ich als Titel zitiere, und an jenes lateinische Gedicht, das ich vor vielen Jahren einmal aus dem Lateinischen übersetzte und samt dem Urtext in den „Monatrosen“ veröffentlichte.

(Das Gedicht steht im Büchlein: *Selecta Heroum speculaculi in amphitheatro fortitudinis, eleganti Poemate representata, quibus accessit Samson P. Guilielmi Dondini S. J. Monachi, sumptibus Johannis Wagneri et Johannis Hermanni a Gelder. Typis Sebastiani Rauch 1676.*)

Zu **Wigger** verwies der Herausgeber der Inschriften auf R. Röhricht: *Die Deutschen im Hl. Lande*. Innsbruck 1894.

Mich interessierte die Frage, ob dieser Wigger etwa einer unserer braven Entlebucher oder Hinterländer sei, und ich ging darum der Sache etwas nach.

Röhricht hat das Material unter dem Stichwort „Wigger“ in gedrängtester Form zusammengestellt. Er unterscheidet zwei Wigger und zwar:

1. Einen Wigger Alemannus, welcher einen Muselman in seiner ganzen Länge gespalten und einen Löwen getötet habe. Dieser Wigger erstieg mit Lethard oder Letold von Tournay zuerst die Mauer Jerusalems, starb dann in Jaffa und wurde in der Grabeskirche, in der Nähe der fränkischen Könige, beigesetzt, wo bis 1130 noch sein Sarg zu sehen und die seine Heldentaten verkündigende Inschrift zu lesen war, bis die „*Detractores nostrae gentis epitaphium illius famosi Wiggeri, quia non poterant eum negare esse Alemannum, deleverunt et cuiusdam militis de Francia superposuerunt*“, wie Johannes von Würzburg meldet. Von diesem Wigger berichtet auch das *Chanson d'Antioche* unter der Form des Namens Guigier (oder auch Hongrier) l'Aleman.

2. Röhricht erwähnt noch einen zweiten Wigger, einen aus der Diözese Utrecht. Von diesem wird erzählt: Zuerst fiel sein Knecht und, nachdem dessen Seele als weisse Taube zum Himmel gefahren war, fiel auch er selber. Ueber seinem Grabe erbauten die Christen eine Kapelle. (So Cäsar von Heisterbach.)

Röhricht hält diesen zweiten Wigger bloss für eine sagenhafte Umbildung des unter 1. genannten Alemannen Wigger.

Ferner bemerkt Röhricht, aus dem oben genannten „Leuthold von Flandern“ oder „Letold oder Lethard von Tournay“ sei infolge einer Namensverdrehung anderswo ein Lütold von Luternau geworden (so ist statt Luter zu lesen), der zum Andenken an die Ersteigung der Mauer Jerusalems eine Mauerkrone ins Wappen erhalten habe.

Damit hätten wir nun plötzlich einen Entlebucher Wigger und einen Hinterländer Lütold von Luternau als Waffenbrüder beieinander, die miteinander die Mauern Jerusalems erstiegen hätten. Damit wird die Frage noch interessanter.

Woher stammt also der Wigger?

Röhricht verzeichnet auch einen Wickher vom Niederrhein, und Wickher und Wigger sind ohne Zweifel derselbe Name. Und tatsächlich kennt das Ortsverzeichnis Deutschlands ein Wiggenghausen, ein Wiggeringhausen, ein Wiggenghausen, einen Kotten Wigger und einen Kotten Wiggers in Westfalen. In Oldenburg ist ein Wiggersloh, in Württemberg ein Wiggenghausen, Wiggersreute, ein Wiggengbach, in Baden ein Wiggengweiler. So kann unser Wigger recht wohl entweder ein niederrheinischer oder ein oberdeutscher Ritter sein, er braucht kein Entlebucher zu sein, ja, es liegt sogar viel näher, an einen niederrheinischen Ritter zu denken, da Gottfried von Bouillon sein Herr doch wohl hauptsächlich aus Flandern und den diesem näher gelegenen Gegenden nahm.

Immerhin sind aber auch Burgunder und Oberdeutsche genug in seinem Heere gewesen, wie denn Röhricht auch solche verzeichnet.

Ebenso gut kann Wiggers Waffenbruder wirklich ein Lütold von Luternau gewesen sein, und Tournay kann aus Luternau verschrieben worden sein, ebenso gut wie umgekehrt. Denn tatsächlich gab es einen Lütold von Luternau. Luternau ist ein Hof in der Nähe von Buttisholz, Kt. Luzern. Von da stammen die Herren von Luternau, die schon sehr früh in der Nähe von Zofingen und St. Urban begütert, mit den Herren von Grüenberg und Langenstein verwandt waren, bei denen der Name Lütold heimisch war.

So möchte die Mauerkrone im Wappen der Herren von Luternau und die Nennung eines Lütold von Luternau als Waffengenossen des Wigger immerhin etliches Gewicht besitzen, sodass das Zünglein an der Wage eher auf Schweizer- als auf niederdeutsche Herkunft der beiden Helden weist.

(Anmerkung. Wer diesen Dingen nachgehen will, wird Röhricht selber nachprüfen müssen, darum durften hier dessen Literaturangaben wegfallen. Betreffs Luternau verweise ich auf die Arbeiten von Merz und auf das im Luzerner Kantonsarchiv liegende Material.)

Zur Geschichte des Begriffs: Tragische Schuld

Es ist eine landläufige Anschauung, die z. B. auch Johannes Volkelt vertrat und die von dem sonst vortrefflichen Leitfaden der deutschen Poetik von L. Krauss wie von den meisten Büchern dieser Art in die Schulen getragen wird, dass Aristoteles (Poet. C. 13) als erster den Satz ausgesprochen habe, der Held der Tragödie dürfe nicht ganz ohne Schuld (Hamartia) sein, so dass die Verknüpfung der Schuld mit dem Begriff des Tragischen sich schon von Aristoteles herschreiben würde. Das Wort Schuld wird dabei durchweg im Sinne einer Verfehlung gegen ein Sittengesetz, also im moralischen Sinne gefasst. Die Tatsache aber, dass Aristoteles auch die Antigone und den Oedipus, die doch von jeder sittlichen Schuld frei sind, als Beispiele tragischen Heldentums bringt, hätte doch stutzig machen können. Volkelt ist es ja nicht entgangen, dass diese beiden schuldlosen Helden in Wahrheit keine tragischen Helden wären, wenn Aristoteles

wirklich sittliches Verschulden zur Voraussetzung der Tragik gemacht hätte. Volkelt half sich damit, dass er dem Verfasser der Poetik mangelnde Konsequenz in der Durchführung seines Begriffes vorwarf; aber am moralischen Begriff der Hamartia hielt er fest. Auch P. Mann, der als erster und bis O. Hey einziger den aristotelischen Begriff Hamartia genauer untersucht hat (in seiner Schrift: Die Lehre des Aristoteles von der tragischen Katharsis und Hamartia, Karlsruhe und Leipzig 1883) kommt darauf hinaus, dass die Hamartia eine wirkliche moralische Verschuldung involviere.

O. Hey in München, ein langjähriger Mitarbeiter am Thesaurus Linguae Latinae, durch manche wertvolle Arbeit auf dem Gebiete der Semasiologie, der Wortbedeutungslehre, in Fachkreisen wohlbekannt, griff die Frage von neuem auf. Er vermochte nicht an eine Inkonssequenz des Aristoteles zu glauben und machte sich mit dem ganzen methodischen Rüstzeug seiner Wissenschaft an die semasiologische Untersuchung des Wortes Hamartia (Philologus Bd. LXXXIII, Jahrg. 1927). Und das Ergebnis dieser ausserordentlich eingehenden, mit grösster philologischer Akribie durchgeführten Arbeit war, dass bei Aristoteles das Wort Hamartia wie andere Bildungen vom gleichen Wortstamm gar nicht der moralischen Begriffssphäre angehört, sondern der intellektuellen, dass es Missgriff, Fehlgriff (nicht Fehltritt), Verrechnung, Versehen (nicht Vergehen), Fehlschluss, Irrung, Verkehrtheit, Torheit und dgl. bedeutet.

Das ist von O. Hey so überzeugend nachgewiesen, dass von nun an die Theoretiker der Tragödie, die eine „sittliche Schuld“ des Helden verlangen und in der Katastrophe eine „Sühne“ sehen, kein Recht mehr haben, sich auf Aristoteles zu berufen. Damit hat O. Hey einem Jahrhunderte alten Irrtum über einen wichtigen Begriff der aristotelischen Aesthetik ein Ende bereitet. Dass der Begriff der tragischen Schuld überhaupt ein Unbegriff ist, dass er dem Wesen des Tragischen geradezu widerspricht, hat Th. Lipps in seiner viel zu wenig bekannten Schrift „Der Streit über die Tragödie“, die an Lessings scharfe, feingespitzte, elegante Dialektik gemahnt, zwingend nachgewiesen. Diese Schrift hat zusammen mit Johannes Volkelt's Aesthetik des Tragischen dem Gespenst der Schuld als einer notwendigen Voraussetzung der tragischen Wirkung endgültig den Garaus gemacht — trotz Schelling, Hegel, Schopenhauer, v. Hartmann, Lotze, Vischer, Hebbel, Gervinus, dem eifrigsten Schuldsucher, der selbst in die harmlose Julia und Desdemona eine Schuld hineinquiriert hatte, und anderen.

(Max Offner, Günzburg, in der sehr empfehlenswerten „Monatsschrift für höhere Schulen“, Heft 8/9, 1929, S. 504 f. Weidmann, Berlin.)

Zur sexuellen Aufklärung

P. K. S. Von autoritativster Seite wird zu dieser Frage Stellung genommen in der Erziehungsenzyklika Pius XI. Zuerst verurteilt der Hl. Vater als

„in höchstem Grade gefährlich . . . den Irrtum jener, die fälschlich meinen, sie könnten die jungen Leute gegen die Gefahren der Sinnlichkeit durch rein natürliche Mittel schützen, durch eine gefährliche und verfrühte sexuelle Aufklärung für alle ohne Unterschied und sogar in der Öffentlichkeit und die, was noch schlimmer ist, dieselben zeitweilig den Gelegenheiten aussetzen, um durch die Gewöhnung, wie sie sagen, den Geist gegen die Gefahren abzuwöhnen. Sie täuschen sich schwer, da sie die angeborene Schwäche der menschlichen Natur nicht anerkennen wollen, und da sie die Erfahrungstatsachen verkennen, die beweisen, dass gerade bei den Jugendlichen die Verfehlungen gegen die Sittenreinheit nicht so sehr Folge von Nichtwissen als vielmehr von Willensschwäche sind . . .“

Dann bringt er positiv seine Auffassung zum Aus-

druck, deren Geist wir dann am sichersten erfassen, wenn wir jedes Wort als bedeutungsvoll und fein abgewogen beachten:

„Falls auf diesem heiklen Gebiete unter **Berücksichtigung aller Umstände** eine **individuelle Belehrung bei passender Gelegenheit von seiten derer**, denen Gott mit der Erziehungsaufgabe auch die Ständesgnade verliehen hat, sich als **nötig** erweisen sollte, dann ist **mit all jener Vorsicht** zu Werke zu gehen, die der traditionellen christlichen Erziehung bekannt und von dem erwähnten Antoniano hinlänglich gezeichnet ist, wo er sagt: „Derart gross ist unsere Armseligkeit und der Hang zur Sünde, dass wir oft gerade von den Dingen, die Heilmittel gegen die Sünde sein sollten, Gelegenheit und Anreiz zur Sünde nehmen. Deswegen ist es höchst wichtig, dass ein guter Vater, wenn er mit seinem Sohne über eine so verhängliche Sache spricht, wohl achtzugeben hat, dass er nicht auf Einzelheiten eingehe und auf die verschiedenen Weisen, in denen diese höllische Schlange einen so grossen Teil der Menschheit vergiftet, damit er nicht anstatt das Feuer zu löschen, dasselbe in dem einfältigen und zarten Herzen des Kindes entzünde.“

La Grammaire de l'Académie française

L'Académie française avait décidé, en 1928, de publier une grammaire. Elle avait confié le soin de préparer un projet à une commission de trois membres: M. M. Abel Hermant, Joseph Bédier et Paul Valéry. Cette commission a fait connaître le 27 février, à l'Académie, que sa tâche était terminée. Elle va maintenant corriger les épreuves du texte; après quoi, elle le soumettra à l'Académie. On peut ainsi espérer que la grammaire paraîtra dans le courant de cette année.

Chr. Favre.

Bücherecke

Burckhardt, Jakob, Griechische Kulturgeschichte. I. Der Staat und die Religion. II. Künste und Forschung. III. Der griechische Mensch. 3 Bände mit etwa 1600 Seiten Klein-Oktav, herausgegeben von Rud. Marx. In biegsamem Leinen je 4 Mark. Als Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier I/III 17 Mark. Alfred Kröner Verlag, Leipzig (Kröners Taschenausgabe, Band 58—60).

„Den tiefsten Kenner der Griechen“ hat Nietzsche unsern Burckhardt genannt, nachdem er seine „Griechische Kulturgeschichte“ aus einer Vorlesungsnachschrift kennen gelernt. Mag die moderne Geschichtsschreibung der Antike, die sich immer mehr zur Einzelwissenschaft ausbildet und minutiöseste Kleinarbeit erstrebt, den Altmeister in manchen Punkten übertreffen und korrigiert haben . . . wir denken vor allem an die griechische Vorgeschichte, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, an die sachliche Vertrautheit mit den verschiedensten Altertümern und die genaue Kenntnis der Inschriften . . . jedenfalls wird Burckhardts Kulturgeschichte als **geniale Gesamtvision griechischen Geistes und Wesens** dadurch keineswegs entwertet.

Fern dem „kalten Objektivtun“, ist die Geschichte für Burckhardt vor allem „**lebenslang aushaltendes Mittel der Bildung und des Genusses**“. Universal heisst für ihn nicht „möglichst vieles wissen, sondern möglichst vieles lieben“. Der mikroskopischen Einzelforschung mit ihrer „Voraussetzungslosigkeit“ abhold, war er der Ueberzeugung, „eine einzige glücklich gewählte Quelle“ könne „unendlich viele gewissermassen ersetzen“, indem der Forschende bei „glücklichem Ahnungsvermögen“ „durch eine einfache Funktion seines Geistes das Allgemeine im Einzelnen findet und empfindet“.

Neben dieser seltenen Anschauungs- und Einfühlungsgabe, die ihn — Ausnahmen natürlich abgerechnet — mit Leichtigkeit gerade das **Spezifische** in der griechischen Denkweise entdecken und ausdrücken lässt, verfügt Burckhardt über eine plastische, sorgfältig durchgefeilte und dem behandelten Stoff vorzüglich angepasste Darstellungskunst. Die vorliegende Bearbeitung hat das Werk von Wiederholungen und allerhand erschwerenden Ballast befreit und so den sprachlichen Glanz noch gehoben, ohne dass der Inhalt dabei gelitten hätte. Die handliche, gefällige, mit einem ausführlichen Register versehene Ausgabe darf darum über die engern Fachkreise hinaus warm empfohlen werden.

R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Verfassungspolitische Gedanken bei den griechischen Tragikern - L'Antigone française - Ovid und Bibel - Bücherecke.

Verfassungspolitische Gedanken bei den griechischen Tragikern.

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Das Erbe der Lyrik traten im 5. Jahrhundert die Tragiker an, und das kommt natürlich in erster Linie in den melischen Partien, den Chorliedern, zum Durchbruch, die eben durchaus zum lyrischen Genos gehören, aber dann doch auch in den Dialogstücken. Politische Probleme, Fragen des Verfassungslebens spielen schon bei Aischylos und Sophokles, erst recht aber bei Euripides eine Rolle. Dafür einige Beispiele! In den „Schutzflehenden“ des Aischylos will der König Pelargos den Hilfe suchenden Danaiden kein bindendes Versprechen geben, ehe er nicht auf einen Beschluss der Volksversammlung sich stützen kann, mögen auch die Danaostöchter noch so sehr seine unumschränkte Machtfülle und seine Verantwortlichkeit betonen: „Du bist die Stadt, du das gesamte Volk, du unrichtbarer Herr“. Hier mag wohl des Dichters eigenes politisches Ideal durchscheinen; es ist die konstitutionelle Monarchie. Dass dabei immerhin das Schwergewicht auf der Seite der Volksrechte liegen soll, dass „die Selbstverwaltung der freien Stadt“ dem athenischen Bürger Herzenssache ist, lässt ein Chorlied klar erkennen:

„Unerschüttert behaupte die Volksvertretung,

Die über der Stadt herrscht, ihre Ehrenstellungen,

Die Behörde, die weise für das Gemeinwohl sorgt.“

Wilamowitz hält es für ausgemacht, dass hier Aischylos „seinem durch kühne politische Reformen und wilde Parteikämpfe erregten Volke etwas Gutes sagen will,“ gemeint ist die mit dem Namen des Ephialtes verknüpfte Umwälzung im Regimente der Stadt Athen.¹⁾

In echt hellenischen Bahnen wandelt Sophokles mit seinen politischen Ansichten. Der Uebel grösstes ist ihm, wie Solon, ja wie dem griechischen Bewusstsein überhaupt, die Anarchie, die Gesetz- und Ordnungslosigkeit, deren verhängnisvolle Folgen Kreon in der „Antigone“ trefflich zu beleuchten weiss. Aber auch den echt griechischen Widerwillen gegen die Herrschaftsform der Tyrannis bringt dieser Tragiker auf kurze, scharfe Formeln. Dazu bietet sich in der Sticho-mythie willkommene Gelegenheit. Wenn der greise Seher Teiresias, von dem Despoten schwer gereizt, dem ganzen Stande der Alleinherrscher schmähhche Gewinnsucht vorwirft, so versagt Haimon einer Tyrannis geradewegs die Anerkennung als Staat:

„Das ist kein Staat mehr, welcher einem Mann gehört“, und als der Vater dann im Vollgefühl der un-

umschränkten Macht den Staat als sein persönliches Eigentum in Anspruch nehmen will, da kommt es höhnisch von des Sohnes Lippen: „Dann würd'st du trefflich herrschen ohne Volk.“²⁾

Wir kämen dann zu Euripides, dem tragischsten der Tragiker, der wie kein anderer mit aufgeschlossenen Sinnen der vox temporis lauschte. Wie könnte es auch anders sein? „Der griechische Dichter fühlt sich immer als Erzieher der Nation, der athenische Tragiker insbesondere als politischer Erzieher in dem vollen Sinne, den das ‚Politische‘ dort noch hat.“³⁾ So haben wir ohne Frage einen Dolmetsch perikleischer Staatsauffassung in Theseus vor uns, der in den „Hiketiden“ dem thebanischen Herold Verfassung und Verwaltung der Stadt Athen in lapidarer Kürze auseinandersetzt:

„Gleich der Beginn, Freund, deiner Red' ist falsch: Du suchst

Hier einen König, aber nicht von einem Mann
Wird diese Stadt regiert, sondern sie ist frei,
Und wechselnd herrschen über sich die Bürger selbst
Ein Jahr hindurch, und geben dem Reichtume nicht
Die Ehre, nein! Der Dürftige hat gleiches Recht.“⁴⁾

Freiheit und Gleichheit als die Grundpfeiler der Volksherrschaft, dazu das Prinzip der zeitlichen Begrenzung der Amtsgewalt, das sind also positiv die wesensbestimmenden Merkmale der athenischen πολιτεία. Negativ werden Monarchie und Plutokratie zurückgewiesen. Die Polemik gegen die Gewaltherrschaft eines Mannes, die Tyrannis, schlägt im folgenden noch schärfere Töne an, ganz entsprechend der gemeingriechischen Einstellung:

„Nichts ist den Völkern schädlicher als Tyranni,
Wo (was vor allem heilsam ist) gemein Gesetz
Nicht gilt, da Einer alles Recht sich angemisst.
Und nicht, wie einst, einander gleich die Bürger sind.“⁵⁾

Dieser rechtlichen Unsicherheit der Untertanen steht die Rechtsgleichheit der freien Bürger gegenüber, die auf der Tatsache schriftlich niedergelegter Gesetze fusst.

„Ist ein Gesetz geschrieben, hat der Dürftige
Und der, dem Reichtum zugeteilt ward, gleiches Recht.
Und wider den Beglückten darf vor aller Welt
Der Schwäch're reden, wenn er ihm zu freveln schien;
Und sprach er Wahrheit, siegt der Kleine Grossen ob.“⁶⁾

¹⁾ Antig. 672 ff., 1056, 737 ff. Uebersetzung von G. Wendt, Stuttgart 1888.

²⁾ Friedländer, Die Antike II (1926), 107.

³⁾ Eurip. Hik. 413 ff. Uebersetzung von Fr. G. Bothe, I. Bd. Mannheim 1823.

⁴⁾ ebd. 439 ff.

⁵⁾ 443 ff.

¹⁾ Suppl. 368 ff. 698 ff. nach der Uebersetzung von J. G. Droysen 2. T., Berlin 1832. Vgl. Wilamowitz, Aischylos Interpretationen (Berlin 1914) S. 40 f. Pohlenz, Staatsbürgerliche Erziehung im Griech. Unterricht. Leipzig 1926, S. 29 A. 1, 33 A. 1.

Als Schibboleth echter politischer Freiheit und Gleichheit aber gilt die *ισηγορία* oder *παρόησις*, das Recht unbehinderter Meinungsäusserung:

„Zum freien Volke klingt der Ruf: Wer wünscht das

Word,
Weiss guten Rat, der dem gemeinen Besten dient?“
„Und wer es will, ist angesehen; wer aber nicht,
Der schweiget. Wo ist gleichere Gerechtigkeit?“⁷⁾

Die Programmrede klingt aus in herodoteischen Gedankengängen, in dem das argwöhnische Misstrauen eines Tyrannen gegen alle selbständigen Regungen im Volke die düstere Folie abgibt zu dem idealen Lichtbilde einer Demokratie, wo die gesamten aufstrebenden Schichten liebevolle Förderung erfahren:

„Auch freut ein Volk sich, wo es selbst im Lande herrscht,

Kraftvoller Jüngling' herrlichen Zuwachs zu sehn';
Ein König aber fürchtet sie, wie einen Feind,
Und jeden Wackern, welcher ihm zu denken scheint,
Erwürgt er, dass bestehe seine Tyrannie.

Wo mag nun da ein Staat wohl stark und sicher sein,
Wenn, wie man Blumen pflückt von dem Lenzgefeld',
Kühnheit entrafte wird und die Jugend abgemäht?
Wer schafft den Kindern Schätze, dass mehr habe nur
Der Volkstyrann, sein Leben zu verherrlichen?
Wer möcht' im Hause reizende Jungfrau'n erziehn
Zu des Tyrannen Freude, wann er dess begehrt,
Und zu der Eltern Jammer?“⁸⁾

Nachdem so durch Theseus der Preis der athenischen Demokratie in vollen Akkorden erklingen ist, kommt in dem thebanischen Herold die Opposition zu Wort, die mit Nachdruck den Finger legt auf all' die unleugbaren Missstände, wie sie ein demokratisches Regiment im Gefolge hat: Demagogie, Sykophantie, Günstlings- und Vetternwirtschaft, Ziel- und Planlosigkeit der Politik.

„... Denn die Stadt, die mich hersendet, wird von einem Manne, nicht vom Pöbelschwarm, regiert. Und Keiner blüht uns, seines Urteils wegen, auf, Um durch Gered' hier- oder dorthin uns zu drehn, Der heute, Jener morgen: Denn bald ist verhasst Der Günstling, der soviel vermocht', und rettet sich Nur durch Verleumdung, welche eigene Schuld bedeckt. Und wiederum, wenn Keiner es durch Reden lenkt, Wie führt' alsdann die Menge das Staatsruder wohl? Die Zeit allein gibt, nicht die Eile, Sterblichen Belehrung; wer in Dürftigkeit den Acker baut, Trotz alles Strebens hindert doch Arbeit ihn stets, Frei zum Gemeinwohl zu erheben seinen Blick. Fürwahr! es anzuschauen macht die Bessern krank, Wie öfters ein verworfener Mensch zu Ehren kommt Durch wohlbetörend Schwatzen, der nichts war zuvor.“⁹⁾

Noch mancher Beitrag zu unserm Thema wäre aus des Euripides Stücken zu gewinnen.¹⁰⁾ Aber gerade die vorstehende Partie aus den „Hiketiden“ wurde herausgegriffen und etwas einlässlicher behandelt, weil sie des Dichters Eigenart und geistigen Standort in scharfe Beleuchtung rückt. Wir können hier mit Hän-

⁷⁾ 448 f., 450 f.

⁸⁾ 452 ff.

⁹⁾ 420 ff.

¹⁰⁾ Vergleiche z. B. die Auseinandersetzung zwischen Eteokles und Jokaste in dem „Phönissen“ V. 503 ff.

den greifen den Nachhall der politischen Debatten, wie sie von der sophistischen Justiz entfesselt und mit Gründen pro und contra geführt wurden. Das Problem wird jetzt von allen Seiten her angefasst und gewissermassen durchröntget; unbefangen und vorurteilslos lässt der Dichter die entgegengesetzten Auffassungen zu Worte kommen. Das ist gewiss ein Fortschritt über die einseitige Betrachtungsweise der Alten hinaus. Aber dem steht das grosse Manko gegenüber, das allerdings der ganzen Sophistik zur Last fällt: der Relativismus und Subjektivismus auf allen Gebieten.

L'Antigone française

Par le P. Christophe Favre, Stans.

Le nom d'Eugénie de Guérin évoque une existence de dévouement, de sacrifice et de générosité dont il serait difficile d'égaliser l'héroïsme. Vie mise au service d'un frère malheureux, charité fraternelle caractérisée par l'oubli total de soi, bref, la pure fleur de la religion en action, telle est cette femme admirable: Antigone chrétienne autant que française.

Dans ses jeunes années elle eut sérieusement l'idée de se faire religieuse. Mais le besoin de se dévouer à quelqu'un ou à quelque chose était inné en elle. Et comme ce besoin trouvait son objet sous le toit même qui l'abritait, elle s'oublia pour se consacrer à un père qui l'adorait et surtout à un frère qui « lui disait de ne pas le quitter ». Elle vivra désormais si parfaitement pour ce frère, qu'elle pourra écrire: « J'avais tout mis en toi, j'étais moins sœur que mère ».

Et ce frère, il faut l'avouer, avait besoin de sa sœur.

Il avait du génie. Mais le génie ne met pas à l'abri du malheur. A peine ses études du collège terminées, un terrible mal de poitrine, héritage de sa mère, se déclara. Dès lors, la courte vie de Maurice de Guérin n'est plus qu'une alternative de répit et de rechute. Eugénie se fait sœur de charité. Aussitôt que l'alarme est donnée, elle est auprès de Maurice. Elle se dévoue sans compter. Elle a de la besogne: il y a le corps à soigner et le moral qu'il faut remonter. Elle vit dans de continuelles angoisses qu'elle refoule pour inspirer confiance à son pauvre malade.

Je n'ai touché qu'un côté de son cas. Il est des plus compliqués. Le cœur est bien malade, lui aussi. Maurice s'est épris d'un amour peu commun pour la sœur d'un ami, devenue Mme de Maistre. La pure et jeune sœur, écrit Victor Giraud, a dû profondément souffrir de cette passion partagée, probablement platonique, mais condamnable et sans issue.

Enfin Maurice se maria; mais il déclare lui-même n'avoir pour sa femme qu'une affection raisonnée, sans un atome d'amour. Nouvelles angoisses de la pauvre sœur qui vient rejoindre le jeune ménage à Paris. « Finir sa vie auprès de son frère », tel est son rêve. Ce ne fut qu'un rêve. Pour couper court à la jalousie de sa belle-sœur, elle quitte Paris et revient dans sa gentilhommière du Cayla.

Maurice était d'abord croyant, et sa sœur faisait des vœux pour qu'il se fit prêtre. De bonne heure, il connut Lamennais et devint son disciple. Nous le trouvons à la Chênaie avec cette élite de laïcs et de prêtres qui se préparaient dans la prière et dans l'étude au beau rôle de défenseurs de l'Eglise. Mais Lamennais dut bientôt licencier sa communauté, laissant désespérés ceux qui s'étaient confiés à sa direction. Maurice de Guérin fut du nombre de ceux dont Sainte-Beuve écrivant à Lamennais a pu dire: « Combien j'ai su d'âmes espérantes que vous teniez

et portiez avec vous dans votre besace de pèlerin, et qui, le sac jeté à terre, sont demeurées gisantes le long des fossés ». Sa foi en subit de graves atteintes. Elle risqua même de chavirer. Mais c'est ici que sa sœur veillait. Elle se fait directrice de conscience. Elle écrit ses *Pensées* qu'on a publiées après sa mort et ses *Lettres* qui offrent à son frère le vivant spectacle d'une âme profondément chrétienne. Elle sait que la meilleure apologétique de la religion, c'est une vie sainte, faite de dévouement, de charité et de renoncement personnel. Si elle a poussé ces vertus si loin, la pensée de gagner une âme pour l'éternité y fut sûrement pour quelque chose. Il est touchant de voir sa joie à mesure que Maurice revient aux pratiques religieuses. « Penser que tu vas te confesser », écrit-elle, « remettre ton âme dans l'ordre, dans la vie chrétienne et dans le chemin du ciel, c'est la suprême félicité, une impression de foi sur le cœur, qui en fait jaillir des cantiques, des *Magnificats* intérieurs ».

Plus malade que jamais, Maurice fut amené au Cayla pour y mourir réconcilié avec Dieu, « collant ses lèvres à une croix que lui présentait sa femme ».

Les chagrins ne dispensent pas des devoirs, a écrit Eugénie. Fortement éprouvée par cette mort, touchée à son tour de la maladie de consommation qui avait emporté sa mère et Maurice, elle continue à prier et à se dévouer. Comme l'Antigone antique elle transposera sur son vieux père cette tendresse dont son frère avait reçu la principale part. Elle vit aussi pour ses amis, les amis de Maurice, et pour Maurice encore, dont elle voudrait publier les œuvres.

Enfin la veille de l'Ascension, « la fête des âmes détachées, libres, célestes, qui se plaisent au-delà du visible où Dieu les attire », elle allait rejoindre le « grand ami perdu ». C'était en 1848, neuf ans après la mort de Maurice. Elle avait 43 ans.

Comment s'étonner que cette vie si belle continue à exercer un charme sur ceux qui la connaissent? Car il y a des « Guériniens », comme il y a des dévots de Jean-Jacques ou de Victor Hugo. On va « en pèlerinage » au Cayla. « De Toulouse à Gaillac, m'écrivait naguère une « guérinienne » fervente, la route n'est pas longue et de Gaillac au Cayla, il n'y a guère qu'une quinzaine de kilomètres. « Doux et aimable Cayla! » que j'étais heureuse de franchir sa porte et de connaître enfin la chambrette, la grande salle, l'antique cuisine qui furent le cadre d'une vie chrétienne. C'est cependant la chambrette qui a mes préférences; là, je me suis penchée à la fenêtre pour contempler le frais vallon qui verdoie comme il y a cent ans; c'est là que le soir, avant d'aller dormir, Eugénie contemplait « les cieux des cieux » et admirait leur splendeur. Les humbles meubles sont les mêmes, les gravures, la Ste Thérèse sont toujours là, la guitare aussi. Ce que j'aurais voulu pouvoir faire, cela aurait été de relire là quelques pages préférées du *Journal* en pensant à Eugénie et à Maurice. Mais on est accompagnée par la métayère, une grosse femme à la figure enluminée qui vous laisse peu de temps pour tout voir, pour tout « reconnaître ». Seule la grande salle garde quelques traces de l'ancienne splendeur; une cheminée à cariatides, au milieu de laquelle on a enchâssé une plaque de bronze représentant le frère et la sœur, a vraiment grand air. Mon pèlerinage n'eût pas été complet si je n'avais prié auprès du tombeau d'Eugénie et de Maurice, au cimetière d'Andillac. Malheureusement on a reconstruit l'église de sorte que les Guériniens ne tiennent plus à la visiter... ».

La « littérature » guérinienne, déjà assez abondante, s'est enrichie depuis quatre ou cinq ans de deux ouvrages capitaux. L'abbé Barthès, professeur au Grand Séminaire d'Albi, a publié et commenté en deux forts volumes les lettres d'Eugénie à son amie Louise de Bayne. Nous lui

devons aussi une savante thèse de doctoral qui vient de paraître chez Gabalda sous ce titre : *Eugénie de Guérin, d'après des documents inédits* (2 volumes). On peut dire que l'image d'Eugénie vient par là d'être rafraîchie et qu'elle est éclairée dans tous ses détails et tous ses traits. A-t-elle gagné ou perdu à cette lumière projetée jusque sur les choses les plus menues? D'une façon générale, la figure reste la même, ses talents d'écrivain ressortent mieux. Mais les fervents trouveront peut-être l'héroïne moins parfaite. Ils souffriront de voir que toute sa vie elle a tant accepté des autres : des chapeaux, des robes, de ses parents, de ses cousines; de Mme de Maistre, l'argent nécessaire pour les voyages de Paris et une foule d'autres choses; cela lui a du reste fort peu réussi, à la pauvre fille; elle payait tous ces dons par des louanges qui, au gré de quelques-uns, se rapprochent trop de la flatterie, et elle a supporté les humeurs bizarres de cette Marie des Coques, ses reproches, ses impatiences. On lui voudrait presque un grain de fierté par moments. On le voit, la perfection absolue n'est pas de ce monde. Par là même, notre héroïne plaira peut-être davantage à une génération qui se plaît à relever dans les saints leur côté humain.

Ovid und Bibel

In der Erklärung des Namens „Mai“ lässt Ovid Polyhymnia folgendes vorbringen (Festkalender, 5. Gesang 11—52):

Da, als das Chaos sich schied und der Welt drei Körper gegeben wurden, und neue Gestalt jegliches Wesen gewann, Senkte durch eignes Gewicht sich die Erd', und ihr folgten die Wasser;

Aber der Himmel erhob leicht sich zur obersten Höh'.

Well nicht mehr, durch die Schwere gebannt, aufschnellten die Sterne,

Schnellte die Sonn' und auch ihr, Rosse des Mondes, empor. Aber es stellten dem Himmel die Erd' und dem Phöbus die Sterne

Lange sich gleich, und es war allen derselbige Rang.

Oft selbst wagt' auf dem Throne, der dir, o Saturnus gebührte. Untersten Ranges sogar nieder zu sitzen ein Gott. (20)

Neben Ozeanus sass oft einer der Neulingsgötter,

Während der unterste Platz einzig für Thetis verblieb.

Endlich verband mit dem Gotte des Ruhms sich die Göttin der Ehrfurcht;

Sie, die Frieden im Blick trägt, zu gesetzlichem Bund.

Ihnen entspross die Majestas, des Weltalls Ordnerin. Kaum noch War sie geboren und schon war sie zur Grösse gelangt.

Sie sass thronend sofort in der Mitte des hohen Olympus,

Golden, und Purpurschmuck strahlte den Busen entlang.

Neben ihr sassen die Scham und die Furcht, und man konnte bemerken,

Wie sich im Aeussern nach ihr richtete jeglicher Gott. (30)

Jetzt zog ein in die Seelen sofort hochachtende Rücksicht;

Würdige schätzt man jetzt, keiner verkehrte nur sich.

Also verblieb es noch lang in der himmlischen Burg, bis nach Schicksals-

Schlusse der älteste Gott wurde vom Throne gedrängt.

Gräuelgebur, der Giganten Geschlecht, sich an Jupiters Sitz Frech zu vergreifen bestimmt, brachte die Erde hervor.

Schlangen ersetzten den Fuss, und der Hände bewegten sie tausend;

Gegen der Götter Geschlecht hetzte die Mutter sie an.

Berge begannen sie zu den Höhen der Sterne zu türmen;

Jupiters Hobeit selbst hatten den Krieg sie erklärt. (40)

Jupiter selbst, schleudernd den wetternden Strahl aus der Feste des Himmels,

Wälzt' ihr eignes Gebäu gegen die Frevler herab.

So von den Waffen der Götter geschützt, stand sicher Majestas Stets, und ihr Ansehn blieb fest von der selbigen Zeit.

Seitdem thront sie an Jupiters Seit', und, die treueste Schutzwehr,

Mag sie gewaltlos sein Szepter umkleiden mit Furcht.
Selber auf Erden erschien sie, und Romulus ehrte die Göttin,
Numa und andere dann, jeder zur eigenen Zeit.
Sie wahrh' Vatern und Müttern die fromme Verehrung der
Kinder,
Sie schliesst gern zum Geleit Knaben und Mädchen sich an. (50)
Sie auch verleiht Anseh'n dem kurulischem Stuhl und den
Fasces;
Sie thront hoch im Triumph hinter bekränztem Gespann.

Diese Ausführungen berühren sich sprachlich-inhaltlich an einigen Stellen mit der biblischen Lehre von der Weisheit, auch da, wo sie sich widersprechen:

Ovid lässt die Majestas als letzte Gottheit entstehen, die Bibel aber lässt die Weisheit als Erstes aus Gottes Mund hervorgehen, vor aller Welterschöpfung: Sirach 24,3 ff.; Weisheit und Majestas thronen in der Höhe: Ovid l. c. 27; Sirach 24,4.

Weisheit und Majestas sind Beisitzerinnen, Parhedros, Gottes, sitzen neben Gottes Thron: Ovid l. c. 45; Sap. Salom. 18,15.

Weisheit und Majestas erschienen auf Erden: Ovid l. c. 47; Baruch 3,38.

Weisheit und Majestas werden geschätzt: Ovid l. c. 47, 48; Sap. Salom. 8, 2; 10,9.

Weisheit und Majestas helfen und schützen, besonders stehen sie den Königen bei, den Szepterträgern: Ovid l. c. 48—51; Sap. Salom. 10,10—15.

II.

Festkalender, III. Buch zum 6. März: Cäsar Augustus erhält die Oberpriesterwürde (V. 415—28).

Wenn aus dem Meere zum sechsten am hohen Olympus hinaufsteigt

Phöbus, zum Aether empor, lenkend das Flügelgespann,
Dann mag, wer sich genahet anbetend dem Hause der keuschen Vesta,
den Weihrauch fromm spenden auf ilischem Herd.
Denn zu der Unzahl Ehren gewann, was höchstes Verdienst ihm
Sollte verleih'n, Cäsar, oberster Priester zu sein. (420)
Seitdem waltet als ewiger Gott ob dem ewigen Feuer
Cäsar, und innig vereint siehst du die Pfänder der Macht.
Trojas Götter, des rettenden Horts hochwürdige Beute,
Die vor den Feinden ihr einst sicher Aeneas gestellt,
Nah' steht euch, von Aeneas entstammt, als Verwandter, der
Priester.

Vesta, das heilige Haupt nimm des Verwandten in Schutz!
Er pflegt deiner mit heiliger Hand, drum Heil dir, o Flamme!
Feuer und du, mein Fürst, lebet und nimmer erlöscht!

Dieses Stück reizt zu einem Vergleich mit Psalm 109. Auch da erhält der Messias-König das Priesteramt und vereinigt so Königs- und Priesterwürde, beide „Pfänder der Macht“.

Rom setzt Troja, Jerusalem setzt Salem fort;
Augustus ist der Erbe des Aeneas, der Messias der Erbe des Melchisedek; dort ist das Bindeglied das Opferfeuer, hier die Opfergabe.

Was bei Augustus (V. 428) frommer Wunsch blieb, ist im Messias erfüllt; Flamme und Herrscher vergingen, aber der Messias lebt mit seiner Opfergabe ewig.

F. A. H.

Bücherecke.

Kosch, Wilhelm, Deutsches Literaturlexikon. In 2 Bänden. Lexikon-Oktav 3236 Spalten (1618 Seiten). Leinen M. 70.—. Halbleder M. 78.—. Max Niemeyer-Verlag, Halle (Saale). — Band II: Kosegarten bis Zyril. Lwd. gbd. M. 40.60. Ersch. 1930.

Den ersten Teil dieses monumentalen Werkes haben wir in der „Mittelschule“ Nr. 5 vom 1. August 1929 ausführlich besprochen. Der beinahe 2000 Spalten umfassende Schlussband rechtfertigt in allen Teilen das dort ausgesprochene Lob. Man kann in der Tat nur staunen über diese Riesenleistung eines Einzelnen. Trotz seiner ungewöhnlichen Vielseitigkeit hat das Lexikon nichts an Zuverlässigkeit eingebüsst, so dass es für den Literaten vom Fach ebenso unentbehrlich, wie für den blossen

Liebhaber und überhaupt jeden Gebildeten nützlich und anregend ist.

Die auf den knappsten Raum gebrachten Biographien (Name und Daten, Angaben über Herkunft nach Familie, Stand, Landschaft und über den Lebensgang, genaue Adresse der noch lebenden Personen) sind trotz ihrer Kürze lebenswarm und durchaus individuell gehalten.

Die sehr reichhaltigen bibliographischen Angaben gliedern sich in drei Abteilungen: Hauptwerke, Behandlung, Literatur. Letztere ist in überraschender Vollständigkeit bis zum letzten Jahre nachgeführt.

Neben den Namen der Dichter, Schriftsteller und Literaturforscher kommen auch die Grenzgebiete der Literatur: Geschichte, Philosophie und Theologie ausgiebig zur Sprache. Desgleichen gibt das Lexikon auf sachliche und begriffliche Fragen Auskunft: Titel und Liedanfänge, Begriffe und Kategorien, Gattungs- und Formbezeichnungen, Städte und andere Träger literarischer Kultur sind behandelt, neben Verlagen, Zeitschriften, literarischen Gesellschaften.

Dass auch der katholische und schweizerische Standpunkt bei Kosch ausgedehnte Berücksichtigung findet, konnten wir im 2. Bande aufs neue mit Genugtuung feststellen. Das Werk wird darum gerade in unsern Kreisen eine schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen.

R. L.

Joannides, Dr. phil., Sprechen Sie Attisch? Moderne Konversation in altgriechischer Umgangssprache. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. 4. Aufl., 1922. M. 2.—.

Unter dem Decknamen Joannides verbirgt sich der seit Jahren verstorbene sächsische Schulmann Johnson, einst Professor am Gymnasium in Plauen (Vogtland). Dem gleichen Autor verdanken wir auch das unter dem Pseudonym Capellanus erschienene „Sprechen Sie Lateinisch?“ Mit glücklichem Humor und vor allem mit feinstem Sprachgefühl werden hier eine Reihe alltäglicher Gespräche in deutscher und griechischer Fassung einander gegenübergestellt, wobei der attische Teil zur Hauptsache der aristophanischen Sprache entnommen ist; nur Weniges ist dem Neugriechischen entlehnt. Auch wer nicht die Absicht hat, attisch konversieren zu lernen, sollte sich möglichst eingehend mit der attischen Umgangssprache beschäftigen. „Die allgewöhnlichsten Wörter und Wendungen in der Verkehrssprache des täglichen Lebens sind der Urvorrat, der Kristallisationskern, an den und um den sich die weiteren sprachlichen Bildungen angesetzt und angeschlossen haben . . . Hier gilt es, die Sprache zu fassen, für den, der sie wirklich lernen will,“ schreibt der Verfasser in der auch sonst sehr beherzigenswerten Einleitung. Für jeden Griechischlehrer wertvoll sind vor allem auch die „Kleinen Regeln und Beobachtungen“, die in 64 Nummern dem Gesprächsteil vorausgehen.

R. L.

Capellanus-Lamer, Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Konversation in lateinischer Sprache. 10. verm. und verb. Aufl. (18.—20. Tausend.) 1929. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. M. 3.—.

Dieses Buch ist nicht, wie etwa Rosenthals „Anleitung und Erziehung zum Lateinsprechen“ (cf. unsere Besprechung in „Mittelschule“ 1929, Nr. 7), in erster Linie für den Schulgebrauch geschrieben, vermag aber doch den Unterricht in mannigfacher Hinsicht zu fördern und zu beleben. Zunächst rückt es die alte, „tote“ Sprache ins frische Leben der Gegenwart, und dann ist es eine vorzügliche Anleitung, wie man Latein in wirklich gesprochenes Deutsch übersetzt. Man wird dem Verlag darum Dank wissen, dass er die Neuauflage in so bewährte Hände gelegt hat. Prof. Lamer hat neben verschiedenen Zusätzen und Umstellungen vor allem ein köstliches Kapitel, „Recentissima“, beigelegt, wo die Ausdrücke des Sports, Radios, Auto- und Luftverkehrs eine glatte lateinische Wiedergabe finden. Auch die Abschnitte „Kuriositäten“ und „Sprichwörtliches“ sind stark bereichert worden. Möge sich denn das gediegene Büchlein zu seinen alten Freunden viele neue gewinnen!

R. L.

Kuriositäten. (Aus Capellanus-Lamer, „Sprechen Sie Lateinisch?“)

Amore, more, ore, re.
Servantur amicitiae.

(Angeblicher) Alarichs Hexameter vor den Toren Roms:
Te te|ro, Ro|ma, ma|nu|da; da|te te|la, la|tete!

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Vertiefung und Verlebendigung des altsprachlichen Grammatikbetriebes — Die Alpen in der antiken Literatur — Die Abschaffung des mosaischen Gesetzes — Bücherecke.

Vertiefung und Verlebendigung des altsprachlichen Grammatikbetriebes

1) Durch vermehrt sprachwissenschaftliche Einstellung.

Auch ein Optimist wird nicht behaupten dürfen, der altsprachliche Grammatikunterricht erfreue sich im allgemeinen besonderer Beliebtheit. Im Gegenteil! Seit einer Reihe von Jahren ist vielleicht über kein anderes Fach so bitter und absprechend geurteilt worden, und dies vielfach von Leuten, die dem Altertum anfänglich warmes Verständnis, ja Begeisterung entgegenbrachten. Gewiss, vieles an diesen Aussprüchen verrät Voreingenommenheit, Einseitigkeit, jugenliche Uebertreibungslust. Mancher Vorwurf fällt auch der immer stärker beschnittenen Stundenzahl unserer Fächer, sowie den stark gewachsenen Ansprüchen der Naturwissenschaft zur Last. Aber mir scheint, auch bei grossen Abstrichen bleibt immer noch allzuviel, das aufs Konto einer *verfehlten oder überholten Methode* gesetzt werden muss. Es ist dies eine Erscheinung, die sorgfältige Beachtung verdient. Kaum dürften jene richtig beraten sein, die den gordischen Knoten zerhauen wollen mit der einfachen Argumentation: „Wir haben das alles zu unserer Zeit auch leisten können — wie sollten wir mit der heutigen Jugend anders verfahren! Will sie sich auflehnen, ziehen wir die Schraube erst recht an. Duckt sie sich auch dann noch nicht, so lassen wir unbarmherzig die Zeugnisse reden“. Man nennt das drastisch ‚den Teufel mit Beelzebub austreiben‘. Neue Freude an den ohnehin arg bedrohten humanistischen Studien wird damit sicher nicht geweckt.

Welchen Weg müssen wir denn aber einschlagen, um wenigstens die *berechtigten* Klagen zum Verstummen zu bringen? Ueberlassen wir die Antwort einigen hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiet der altsprachlichen Methodik und Pädagogik! Ferd. Sommer sagt: „Dass die Belebung des grammatischen Unterrichts eine Lebensfrage für das Gymnasium ist, wird heute wohl allgemein zugegeben“ (Vergl. Syntax d. Schulsprachen 1925). Schuldirektor Hoffmann führt den Gedanken näher aus: „Seit Herder ist unser Denken entwicklungsgeschichtlich gerichtet. Was den Naturwissenschaften die Zuneigung der Menschen der Gegenwart gewonnen, ist nicht so sehr der Stoff, als vielmehr die Methode, die zur eigenen Beobachtung anhält, aus der Beobachtung Schlüsse ziehen und in ihren letzten Ergebnissen auf diesem induktiven Wege das Gesetz der Entwicklung finden lässt. Dagegen verhält sich die normative Grammatik dogmatisch. Der Schüler empfängt die Sprachgesetze autoritativ. Er vermehrt sein Wissen, ohne für seine geistige Förderung einen erheblichen Gewinn davonzutragen. Er

bleibt im Bann der Tatsachen; von dem Gesetz des Werdens, das in der Sprache die gleiche Gültigkeit hat wie in den übrigen Naturerscheinungen, spürt er keinen Hauch. Daher stammt der Widerspruch gegen den unfruchtbaren Sprachunterricht. Alles, was wir treiben, soll auf unsere Erziehungsarbeit Bezug haben, auch die Grammatik. Nicht nur der Inhalt der Schriftwerke hat einen bildenden Wert in intellektueller und sittlicher Hinsicht, auch die Arbeit, die bei der Erlernung der Sprache geleistet wird, muss in diesem Sinne getan werden, sonst bleibt das Missverhältnis zwischen der auf sie verwandten Zeit und dem schliesslichen Gewinn bestehen, das auch die Denktätigkeit beim ‚Konstruieren‘ nicht zu beseitigen vermag“ (Der lat. Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, Teubner, 1921, S. 25). An anderer Stelle sagt der gleiche Gewährsmann: „Oede und trocken ist der Boden der Grammatik und das Gebiet der blossen Tatsachen ganz besonders. Oede und Trockenheit ist aber der Tod des Unterrichts. Gibt es kein Mittel, den sprachlichen Unterricht fruchtbar zu gestalten, so wird der Widerwille der Jugend dagegen seine Berechtigung behalten. . . Diese Befruchtung verheisst nun die Sprachwissenschaft dem Unterricht in der Schule zu bringen“ (a. a. o. S. 26). Uebereinstimmend urteilt Skutsch: „Ich halte die Sprachgeschichte für einen Jungbrunnen, aus dem der humanistische Unterricht je eher je besser neue Belebung schöpfen muss“ (Einleitung z. Stowassers Lexikon 3. Aufl.). — Es wäre ein Leichtes, diese Aeusserungen aus berufenem Munde um Dutzende gleichlautender zu vermehren.

Trotzdem ist es Tatsache, dass manche Kollegen der Verwertung der Sprachwissenschaft im Unterricht fortgesetzt recht skeptisch gegenüberstehen. Sie stützen ihr Misstrauen auf die ohnehin *knapp bemessene Zeit*, auf die *Gefahr von Wiederholungen* in den verschiedenen Klassen, auf die *Schwierigkeit der richtigen Auswahl und Verteilung* und die teilweise *Unsicherheit der erzielten sprachwissenschaftlichen Ergebnisse*. Zu diesen durchaus ernst zu nehmenden Aussetzungen gesellt sich da und dort vielleicht auch ein bisschen Bequemlichkeit: Man fühlt sich geborgen im sichern Besitz der systematischen Regeln und Formen und scheut die Mühe des Umlernens, resp. der Ergänzung des positiven Grammatikstoffes durch die gesicherten Resultate der historischen Methode. Auf letzteres Motiv brauchen wir natürlich nicht näher einzutreten. Dagegen muss zu den oben genannten Ablehnungsgründen kurz Stellung genommen werden.

Zunächst zum Bedenken des Zeitverlustes! Die historische Grammatik will *nicht* als *neuer Memorierstoff* aufgefasst werden, sondern als *neue Betrachtungsweise*. Die Belebung und Veranschaulichung des abstrakten Stoffes fördert naturgemäss dessen freudige

Aneignung und Einprägung. Dadurch, dass die vorher rein gedächtnismässig festgehaltene Materie nun vermehrt mit Verstand und Phantasie erfasst, nicht mehr bloss registriert, sondern auch erklärt und begründet wird, sitzt sie tiefer und hält entsprechend länger. Ueberhaupt ist „Wissenschaft die Lebensluft alles höhern Unterrichts“, wie Cauer sagt.

Die Gefahr von Wiederholungen sodann wird durch ein tüchtiges Lehrmittel, das die wissenschaftlichen Erläuterungen planmässig in die positive Grammatik hineinverwebt, zum guten Teil beseitigt. Uebrigens gilt auch hier: „Repetitio est mater studiorum“, nur dass die historische Grammatik die vorteilhafte Möglichkeit bietet, den zu wiederholenden Stoff jedesmal in veränderter Beleuchtung vorzuführen und dadurch dem stets auf Neues erpichten jugendlichen Geiste mundgerechter zu machen.

Der Schwierigkeit der Auswahl und Verteilung endlich, sowie der teilweisen Unsicherheit der bis jetzt vorliegenden sprachwissenschaftlichen Ergebnisse lässt sich ebenfalls durch ein entsprechendes Unterrichtswerk wirksam begegnen. Im übrigen muss diese Sorge dem Takt des einzelnen Lehrers vorbehalten bleiben. Er wird je nach persönlicher Veranlagung und Vorbildung, wie nach Rang und Stand der Klasse, sprachwissenschaftliche Exkurse bald häufiger, bald weniger häufig herbeiziehen. Sich ihrer jedoch gänzlich oder fast gänzlich entschlagen, hiesse eine wichtige Chance zur Belebung des Unterrichts und zur Vermittlung wahrer Bildung ausser acht lassen. Denn, um nochmals Hoffmann anzuführen: „Die Einsicht in Wesen, Grund, Allgemeinheit und Notwendigkeit der Erscheinungen führt zu ihrer Beherrschung. Ein von diesem Grundsatz geleiteter Unterricht gibt wahre Bildung“ (a. a. o. S. 5). Der Schüler soll sich nicht daran gewöhnen, gänzlich Unverstandenes einfach stumpfsinnig hinzunehmen, vielmehr muss er schon früh zu selbsttätigem Forschen angeleitet werden. Gerade die *Begebenheiten* erhalten durch die Sprachwissenschaft reiche Anleitung und Anregung hiezu. So wird dieser Gruppe zu ihrem Rechte verholfen, während sie sonst aufs Niveau der Schwachen herabgedrückt wird. „Es gibt keinen Zweig der Kultur“ sagt Brugmann, „bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung im Ganzen wie im Einzelnen mit solcher Sicherheit erkennen und mit solcher Leichtigkeit demonstrieren lassen als bei der Sprache, eine Eigenschaft, wodurch die Sprachwissenschaft als eine nähere Verwandte der historischen Naturwissenschaft erscheint“ (Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft, S. 10).

In der Tat, dürfen wir uns beschämen lassen von unsern Kollegen der naturwissenschaftlichen Richtung, die nicht nur eine Reihe mechanischer Erscheinungen katalogisieren, sondern dem Schüler auch die *Ehrfurcht vor dem Bau und Leben* der Natur und den ihr *immanenten Gesetzen* beizubringen verstehen? Oder von dem Geschichtslehrer, der sich nicht zufrieden gibt mit einer Anhäufung trockener Daten, einer Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, sondern stets auch nach den *Ursachen und Zusammenhängen* forscht? Wie aber der Naturgeschichts- und Geschichtslehrer bei alledem einen bestimmten Schatz exakter Kenntnisse als *Grundlage* und *eisernen Bestand* voraussetzen, so

wird es die Kunst und das grosse Problem des Philologen sein, positive und historische Grammatik klug zu verbinden, die rechte Mitte zu halten „zwischen dem Erwerb sichern Wissens, ohne das höhere geistige Tätigkeit nicht möglich ist, und dem Erwerb der Fähigkeit selbständigen Arbeitens, ohne die blosses Wissen unfruchtbar bleibt“ (Kranz, Die neuen Richtlinien für den lat.-griech. Unterricht a. Gymnasium, Weidmann 1926, S. 84).

Ein näheres Eintreten auf die Verwertung der Sprachwissenschaft *im einzelnen* kann natürlich nicht im Rahmen dieser Arbeit liegen. Doch sei bemerkt, dass man schon ganz unten in diskreter Weise damit beginnen darf. Dabei denke ich vor allem an die äusserst wichtige Frage der *Beschaffung eines soliden Vokabelschatzes*. Dass man hier möglichst von dem Schüler schon bekannten Ausdrücken auszugehen hat (Lehnwörter und Fremdwörter!), ist kaum noch zu betonen. Eher dürfte vor der Anknüpfung an undurchsichtige oder kulturell uninteressante Bildungen gewarnt werden. Im Laufe der ersten Jahre reihen sich dann immer mehr im Lateinischen (resp. Griechischen) untereinander verwandte Wörter zusammen. Deren systematische Zusammenstellung nach dem Gesichtspunkte der sprachlichen oder inhaltlichen Zusammengehörigkeit sollte bis in die oberste Klasse gewissenhaft geübt werden. Hier wie bei der Anlehnung an Lehn- und Fremdwörter ist es pädagogisches Postulat, den *Schüler selber* suchen und einreihen zu lassen. Auf die *eigentümliche Wortbetonung des Germanischen* wird dabei mit Glück aufmerksam gemacht. *Formen* wie Poet neben Dichter, Instrument neben Werkzeug usw. lassen den Jungen bald in jedem nicht auf der ersten Stammsilbe betonten Wort den Fremdling erkennen und geben so neuen Ansporn zu selbsttätigem Suchen und Vergleichen.

Die *Wortbildungslehre*, ein leider bis vor kurzem auch von den Lehrbüchern arg vernachlässigtes Kapitel, hat bereits auf der ersten Stufe einzusetzen und ist von da weg planmässig durch die verschiedenen Klassen fortzuführen. Das wird viel dazu beitragen, die vor allem auf der Oberstufe permanente Klage über mangelnde Wörterkenntnis verstummen zu machen.

Von weiteren Einzelheiten sei nur noch die *möglichst frühe Scheidung* von Perfekt und Imperfekt erwähnt. Hoffmann zeigt, wie das Verständnis der Aktionsarten schon dem jugendlichen Schüler leicht nahe gebracht werden kann. Für eine richtige Uebersetzung ist aber gerade dieser Punkt ausserordentlich wichtig; umgekehrt lassen sich fehlerhafte *Angewohnungen* später oft fast nicht mehr ausrotten.

Für alles übrige sei auf die in diesem Artikel erwähnte Literatur verwiesen, der wir noch folgende Angaben beifügen: Hermann, Die Sprachwissenschaft in der Schule, Göttingen (berücksichtigt auch die modernen Sprachen und enthält u. a. wertvolles bibliographisches Material); Ferd. Sommer, Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griechischen Unterricht und Vergleichende Syntax der Schulsprachen, beide in Leipzig; Linde, Die Fortbildung der lateinischen Schulgrammatik nach der sprachwissenschaftlichen Seite hin, Breslau (mit sehr reichen bibliographischen Angaben); Führer, Sprachgeschichtliche Erläuterungen zur lateinischen Formen- und Lautlehre, Paderborn; Niedermann; Historische Lautlehre des Lateinischen, und Ernout-Meltzer, Historische Formenlehre des Lateinischen, beide in Heidelberg. — Im vor-

stehenden sind absichtlich nur Werke kleineren Umfanges genannt, die sich jeder Lehrer leicht beschaffen kann, und die auch den Vorteil schulmässiger Einstellung haben. Zu nennen wären hiebei noch die grosse Reihe neuerer Grammatiken, die den sprachgeschichtlichen Standpunkt zugrunde gelegt haben oder doch weitgehend berücksichtigen. Ich beschränke mich auf die Anführung der *Ars Latina* und *Ars Graeca* (beide bei Schöningh, Paderborn); sie tragen der historischen Methode weitestgehend Rechnung, so dass dem Lehrer je nach persönlicher Einstellung und nach der Qualität der Klasse ein reiches Feld zur Auswahl verbleibt. — Für das Gebiet der Wortkunde leisten die seinerzeit in der „Mittelschule“ besprochenen Büchlein von Uhle: *Griechisches Vokabular in etymologischer Ordnung*, *Laien-Latein* und *Laien-Griechisch* (sämtliche bei Klotz, Gotha) wertvolle Dienste.

R. L.

Die Alpen in der antiken Literatur*

Die Alpenländer hatten für die alten Römer nichts Verlockendes; das Erhabene der Hochgebirgswelt, das uns mit süßem Schauer erfüllt, war für den Südländer abstossend und entsetzlich. Keine Dichterstelle preist den Zauber der Eisregionen, die Pracht der im Glanze der Abendsonne erglühenden Felshäupter, das Blau der Gletscherströme, die Schönheit der Alpenseen und Wasserfälle; nirgends ist die Rede von der Fernsicht, welche die Alpengipfel gewähren, nirgends von den würzigen Waldungen, und den stillen Tälern des Hochgebirges.

Auch der Römer sehnte sich gleich uns aus dem Geräusch und der Unrast der Weltstadt in die Stille und in die unverdorrene Natur einfacher Menschen; aber nur das Angenehme und Liebliche war es, was der Römer begehrte: Mässige Höhen, üppigen Anbau, reiche Bewässerung und kühlenden Schatten. In die Alpen verstieg sich kein römischer Tourist; der Zug der italienischen Vergnügungsreisenden ging durchwegs nach dem Süden oder Osten, vor allem nach Griechenland, ins Tal Tempe, wo der Peneus zwischen Ossa und Olymp ins Aegäische Meer strömt, dann nach Asien oder Aegypten zu den Prachtbauten der Pharaonen. Die Alpengegenden waren den Bewohnern des alten Italiens nur soweit lieb, als der Anhauch milder Winde die Anpflanzung südlicher Kulturgewächse gestattete, daher bevorzugten sie die am Südfuss der Alpen liegenden Seen, an deren Ufern sich ausgedehnte Fruchthaine hinzogen und die Villen wohlhabender Römer sich befanden. Weiterhin waren die Alpen nur ein unbequemes Durchgangsgebiet für den, den Amtsgeschäfte nach den nördlichen Provinzen führten, kein Reiseziel, das Lust oder Erholung gewährte. Die Alpen wissenschaftlich zu durchforschen, ist keinem Römer oder Griechen eingefallen; auffallend ist namentlich das mangelhafte Interesse der Römer für die Alpenwelt, da doch Norditalien einen hervorragenden Anteil an der römischen Literatur genommen hat. — Am Fusse der Alpen sind viele lateinische Schriftsteller zu Hause: Catullus, der auf der Halbinsel Sirmio im Gardasee eine Villa besass; Cornelius Nepos, Aemilius Macer und Vitruvius Pollio waren aus Verona oder aus dessen Nähe, der Dichter Vergilius aus Mantua, Livius aus Padua, der Menschenforscher Plinius und sein gleichnamiger Neffe aus Como. Cäsar, der als Statthalter Galliens die Westalpen oft durchzog, liess seinen Blick nirgends von den Reizen des Hochgebirges fesseln, sondern suchte, wie sein Biograph Suetonius erzählt, die

Langeweile der Reise durch Verfassung von Gedichten und einer Schrift über Grammatik zu verkürzen . . .

Die Alten hatten nur ein Auge für die Schwierigkeiten und Schrecknisse, die sich beim Durchgang durch die Alpen boten, für die Steilheit der schmalen, an grauenhaften Abgründen sich hinziehenden Gebirgspfade, für die ungastliche Wildnis der Eisregion und die Furchtbarkeit der niedergehenden Lawinen; die Schilderungen der Unwirtlichkeit und der Kälte der Hochgebirgslandschaften, die wir bei den antiken Autoren finden, stimmen alle überein: Der Historiker Polybius erwähnt wiederholt die Gewalt der Stürme und die Menge des Schnees in den Alpen; Livius spricht von den „durch den Frost berücktigten“ Alpen und von ihrer „Scheusslichkeit“ (*foeditas*). Nach seinem Berichte entsetzten sich die an Strapazen gewöhnten Krieger Hannibals über die Höhe der Berge und die bis an den Himmel reichenden Schneefelder, über die unfreundlichen, auf Felsen gebauten Wohnstätten der Bergbewohner, über das durch die Kälte entstellte Vieh, über die Menschen mit ihrem wildherabhängenden Haupthaar und Bart. Schrecklich ist der Eindruck, den nach seiner Beschreibung die Soldaten des grossen Puniers machen, nachdem sie die Alpen überstiegen hatten: „Schattengestalten infolge von Hunger, Frost, Feuchtigkeit und Schmutz, halbtot, durch den Marsch in den felsigen Schluchten zerschunden und entkräftet, mit erfrorenen Gliedern und rheumatischen Schmerzen: dazu waren die Waffen geborsten und gebrochen, die Rosse lahm und schwach.“ . . .

Silius Italicus, der Sänger des zweiten punischen Krieges, stellt die Alpen als eine abscheuerregende, vegetationslose Oede dar (III 478 ff.): „Alles starrt in den Alpen vor Frost, ist ewig mit grauen Hagelschlossen bedeckt und in Eis gehüllt; die steilen Felsgerüste der Berge ragen weit in das Wolkenmeer hinein. Der Sonnengott kann mit seinen feurigen Strahlen den Reif nicht zum Auftauen bringen. Soweit sich das Schattenreich in die Tiefe der Erde erstreckt, so hoch türmt sich die Erde empor und verdeckt, durch ihre himmelanstrebenden Massen das lichte Gewölbe des Firmamentes. Keinen Frühling gibt es dort, niemals die reichen Gaben des Sommers. Auf den unwirtlichen Höhen wohnt einzig und allein und ohne Unterlass der hässliche Winter. Dieser treibt von allen Weltgegenden die Wolken dort zusammen und schüttet unaufhörlich Hagel und Regenschauer herab. Die Alpen sind das Reich der wildtobenden Stürme. Jäher Schwindel ergreift den Reisenden, wenn er die schroffen Felsabhängen sieht oder zu den wolkentragenden Gipfeln hinaufblickt. Der Athos, Taurus, das Rhodopegebirge, der Ossa, Pelion, Hämus und Othrys sind nichts im Vergleich zu den Alpen“ . . .

Eine der anschaulichsten Schilderungen der rauen Alpennatur gibt der Dichter Claudius Claudianus an jener Stelle, wo er den Uebergang des römischen Feldherrn Stilicho über den Splügenpass verherrlicht: „Viele Krieger erstarrten vor Frost, als hätten sie das Antlitz der Gorgo geschaut. Viele verschlang die Masse des tiefen Schnees, oft versanken Wagen und Gespann wie ein schiffbrüchiges Fahrzeug in einem Abgrund, bisweilen lösten sich von den Berghängen Eismassen, oder der laue Föhnwind machte durch Unterhöhlung des Bodens den Tritt unsicher. Nirgends gab es einen Becher Weins als Labetrunk, selten Getreide. Kein weiches Lager gab es für den Müden: wenn die Finsternis der Nacht hereinbrach, kroch der Soldat in feuchte Höhlen, oder er schlief in einer Hirtenhütte, das Haupt auf den Schild legend“ . . .

Zur Zeit des Cäsar Maximianus, der um das Jahr 286 n. Chr. über den Grossen St. Bernhard zog, um einen Aufstand der Bagauden, eines rebellischen gallischen

* Folgende für uns Schweizer besonders interessanten Ausführungen entnehmen wir mit unwesentlichen Streichungen einem Artikel von Franz Ramsauer: Die verrufene Unwirtlichkeit der Alpen in der antiken Literatur; in „Alpine Monatshefte“ 1928/29, Heft 7, S. 165 f; Verlag Josef Grassl in München 38, Dall Arnistr. 6; Preis eines Heftes — 90 Rm.

Heerhaufens, niederzuwerfen, gibt ein Panegyriker jenes Fürsten, Claudius Mamertinus, eine Charakteristik der Alpennatur und der Gefahren, denen sich die Getreuen des Herrschers ihm zuliebe unterziehen. Er spricht von den Gipfeln der Alpen, die Italien wie eine Mauer gegen die Barbaren des Nordens schützen, von dem Schnee, der härter ist wie die Felsen und von der eisigen Luft, die den Atem beim Austritt aus dem Mund gefrieren lässt. Vitruvius Pollio, der berühmte Architekt, und der Satiriker Juvenalis erwähnen die Kröpfe und dicken Häse der Bergbewohner. Vitruv berichtet von einer Quelle in den Kottischen Alpen, die den Trinkenden plötzlichen Tod bringe. Die Alpenflüsse sind nach den Angaben der alten Autoren reissend und wild, führen Felstrümmer und entwurzelte Bäume mit sich, unterspülen die Ufer, sind „Feinde der Brücken“ und zur Schifffahrt ungeeignet.

Kühne Bergwanderer im modernen Sinne, die im Dienste des Sportes das Unerprobte wagen, kennt das Altertum nicht. Eine Reise durch das Alpengebirge, wozu dienstliche Pflichten zwangen oder geschäftliche Gründe veranlassten, galt als etwas Ausserordentliches; freilich waren in den alten Zeiten, da nur schlechte und steile Saumpfade über die Höhen führten, der Schwierigkeiten und Gefahren, die sich dem Reisenden in den Weg stellten, sehr viele, der Mittel, diese zu überwinden, zu wenige, als dass eine Alpenfahrt als ein belebendes, Körper und Geist stärkendes Vergnügen hätte empfunden werden können.

Die Abschaffung des mosaischen Gesetzes.

Während Christus selber das mosaische Gesetz noch beobachtete und auch die Kreise um den jüngern Apostel Jakobus sehr streng daran festhielten, sah sich Paulus genötigt, gegen die Beobachtung des mosaischen Gesetzes vorzugehen. Die Juden suchten nämlich unter den jungen Christen dadurch Proselythen zu machen, dass sie diese zu überzeugen suchten, das mosaische Gesetz, das durch die Bibel ihnen bekannt wurde, gelte auch im messianischen Reiche weiter.

Paulus erklärt daraufhin mit aller Deutlichkeit, dass das mosaische Gesetz für das messianische Reich nicht mehr gelte. Er setzt in Gal. 4, 9. 10; Kol. 2, 16. 17; Röm. 14, 5. 6 diesen Satz als selbstverständlich voraus.

Er begründete ihn weder mit einem Worte Jesu noch mit einem Spruche der Altapostel; sondern er sagt, die Vorschriften betreffs Speise und Trank, Festtage, Neumonde und Sabbate seien „Schatten dessen, was zukünftig war, der Körper aber“ sei „Christi“. Mit andern Worten, das ganze jüdische Gesetz sei bloss ein Typus Christi gewesen, ein Schatten, den Christus vorausgeworfen habe, eine Prophetie auf Christus, der von sich gesagt: Ich kam nicht, das Gesetz aufzulösen, sondern zu „erfüllen“, wie man eine Prophetie erfüllt und zwar an sich und in sich selber, wiederum entsprechend dem Worte des Johannesprologs: Der Logos ist Fleisch geworden, der Logos aber ist die alttestamentliche Weisheit Gottes, die sich im Gesetze offenbart hatte (Baruch 4,1).

An diese paulinisch-apostolische Lehre über die „Erfüllung des Gesetzes und der Propheten in Christus“ schloss sich die Auffassung der Väter an. Diese kennen demnach weder ein Sabbatgebot noch überhaupt die mosaischen Zehngebote als solche. Sie gruppieren die christlichen Sittenvorschriften selbständig.

Merkwürdig ist, dass Theophilus von Antiochien als erster den Dekalog anführt, aber das 2. und 3. Gebot (nach augustinischer Zählung) auslässt und, um die Zahl 10

(nach philon. Zählung) voll zu bekommen, ein neues Gebot, von „ungerechten Richten“, als zehntes anfügt.

Irénäus unterscheidet dann als erster im Dekalog zwei Teile: Gebote, die von Anfang an den Menschen als Naturgesetz ins Herz geschrieben waren, und solche, die den Juden positiv gegeben wurden (und zwar als Strafe.) Zu diesen positiven Gesetzen wurde das Sabbatgebot gerechnet: Der christliche Sonntag wurde nie mit dem Sabbat in Beziehung gesetzt, nie die Sonntagspflicht mit dem Sabbatgebot bewiesen, auch dann nicht, als Augustinus das Schema des Dekalogs als Grundlage des Sittenunterrichtes einführte, da man unter der Sabbatrube des 3. Gebotes durchgängig die himmlische Seligkeit verstand.

Erst Raymund von Pennafort († 1275) behauptet, der Sabbat sei auf den Sonntag übergegangen. Alexander von Wales erklärte, das 3. Gebot gebiete, als natürliches Moralgebot aufgefasst, bloss, dass hie und da der Mensch in Gott ruhe; Sabbat und Sonntag seien nähere Bestimmungen dazu. Thomas schloss sich ihm an und erklärte, der Sabbat wie Sonntag seien positive Ausführungsbestimmung zum Naturgesetz, dass Gott öffentlich verehrt werde.

So ist der Sonntag nicht Ersatz für den Sabbat, die paulinische Lehre blieb bis heute unangetastet; auf Grund der scholastischen Spekulationen zeigte man bloss, dass sich hier, wie anderswo im mosaischen Gesetze, tiefe natürliche Moralgebote finden.

(Vgl. a. Prescheren, Die Beziehungen der Sonntagsfeier zum 3. Gebote des Dekalogs. Z. f. K. Th. 37, 563 ff.)

F. A. H.

Bücherecke

Schöppner-König, Charakterbilder aus der Weltgeschichte.

Nach Meisterwerken der Geschichtsschreibung. Den Studierenden höherer Lehranstalten sowie den Gebildeten aller Stände gewidmet. 5. neubearbeitete und illustrierte Auflage. Lex. 8^o Verlag vorm. G. J. Manz, Regensburg.

I. Bd.: Charakterbilder aus der Geschichte der alten und der beginnenden neuen Zeit. Mit 93 Illustrationen und 6 Kunstbeilagen (XIX, 507 S.). Brosch. M. 12.—. Geb. M. 15.—. 1929.

II. Bd.: Charakterbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche. Mit 310 Illustrationen (XX, 600 S.). Brosch. M. 15.—. Geb. M. 18.—. 1930.

Wer die Vorzüge Schöppners kennt, ist erstaunt, dass die vorliegende Auflage volle 20 Jahre auf sich warten liess. Herausgeber und Verlag haben indes die Frist benützt, dem Werke eine Ausgestaltung und Abrundung zu geben, die an Vollendung grenzt. Der Text selber ist nicht erheblich vermehrt, aber vielfach neu gruppiert und sorgfältig revidiert worden. Eine ganz bedeutende Bereicherung hat der Bildschmuck erfahren, quantitativ wie qualitativ. Angesichts dieser hervorragenden Ausstattung ist der Preis der Bände ein äusserst bescheidener zu nennen.

Die „Charakterbilder“ sind ihrer Anlage nach einzig dastehend. Sie geben nicht eine lückenlose Darstellung des Weltgeschehens mit ihrer unvermeidlichen Anhäufung von trockenen Daten und nutzlosem Kleinkram, sondern kultur- und geistesgeschichtliche Entwicklungsreihen, die aber nichts Wesentliches und dauernd Wertvolles ausser acht lassen. Dieses Vorgehen ermöglicht das einheitliche Herausheben grosser Persönlichkeiten und bedeutender Episoden, die nun plastisch und dramatisch vor das Auge treten und mit unverminderter Wucht auf die Seele wirken. Wird das Werk schon dadurch zu einem vorzüglichen Geschenk an unsere studierende Jugend, so besonders auch durch seine ausgesprochen apologetische Zielsetzung; von der ersten Seite weg leuchtet der Gedanke an die Macht und Weisheit der göttlichen Vorsehung durch die ganze Darstellung. Erfreulich ist auch, dass das oft so stiefmütterlich und verständnislos behandelte Mittelalter hier bei aller Wahrung der historischen Objektivität eine liebevolle und positive Behandlung findet. — Möge das Buch in seinem neuen Gewande weiterhin bei jung und alt reichen Segen stiften!

R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Gustav Schnürer - Vertiefung und Verlebendigung des altsprachlichen Grammatikbetriebes - Bücherecke.

Zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Gustav Schnürer

P. Gall Heer, O. S. B., Engelberg.

Am 30. Juni d. J. konnte der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Gustav Schnürer auf das vollendete siebente Jahrzehnt seines arbeitsreichen Lebens zurückblicken. Von ihnen gehörten volle 41 Jahre der Universität Freiburg und damit der katholischen Schweiz, die ihm zur zweiten Heimat geworden, der Schnürer so viel verdankt, aber auch so viel geschenkt hat. Was er vom Schweizer lernen wollte und auch von andern Ausländern geschätzt wissen möchte, ist vor allem der Geist der Einfachheit und Bescheidenheit; er selber ist denn auch in diesem Sinne innerlich ganz Schweizer geworden. Das fühlten seine zahlreichen Schüler bald heraus. Das auch liess sie in ihm nicht nur den gestrengen Professor, sondern vielmehr den väterlichen Freund und Berater finden. Kaum eine kath. Institution bleibt Schnürers stets wachem Interesse verborgen. Mit gleichem Eifer, mit dem er Tag für Tag neue wissenschaftliche Probleme verfolgt, nimmt er sich als Protektor der akad. Vinzenzkonferenz seit Jahren der Armen und Schwachen an, hat er während des Krieges deutschen wie französischen Internierten seine uneigennützigste Hilfe geliehen und an der Spitze des deutschen Hilfsvereins seinen Landsleuten unschätzbare Dienste erwiesen. Auch die „Schweizer“ und „Mittelschule“ hat allen Grund, dem verehrten Jubilaren ihren dankbaren Glückwunsch zu entbieten. Er hat das Organ der kath. Schweizerlehrer in seiner erfreulichen Entwicklung stets voll Interesse verfolgt und unterstützt; Dutzende von kath. Mittelschullehrern haben aus seinen Händen ihr wissenschaftliches Rüstzeug empfangen; und wenn heute unsere Gymnasien ein Geschichtslehrbuch besitzen, das in idealer Darbietung die Schweizergeschichte im Rahmen der Welt- und Kirchengeschichte auf Grund unserer Weltanschauung behandelt, so verdanken sie das nicht zuletzt der Initiative und nie versagenden Unterstützung von Prof. Schnürer.

Freunde und Schüler, vereint mit den Professoren der Universität, liessen es sich denn nicht nehmen, den um die Freiburger Hochschule wie wenige verdienten Jubilaren trotz seines Widerstrebens in einem bescheidenen, aber herzlichen Festakt zu feiern. Als wohlverdiente Ehrengabe konnte dabei der Sprecher der gegenwärtigen Schüler, P. Leo Helbling, Einsiedeln, dem bescheidenen Gelehrten eine *Festschrift* überreichen. Unter einem für den Verfasser von „Kirche und Kultur im Mittelalter“ trefflich gewählten Titel* bieten Freunde und einstige Schüler des Meisters wertvolle Beiträge aus allen Arbeitsgebieten, zu denen er ihnen einst den Weg gewiesen.

Das Geleitwort stammt aus der Feder des Ehrenvorsitzenden der „Schnürerkommission“, Fürstabt Dr. Ignatius Staub von Einsiedeln. Den Reigen der Beiträge eröffnet kein Geringerer als *Bischof Dr. Marius Besson*, ein Schüler und aufrichtiger Verehrer Schnürers. Er hatte 1911 als Mitglied der Ausgrabungskommission der Kathedrale von Lausanne unter dem Fussboden des Schiffes das Grab des hl. Cisterzienserabtes Amadeus von Hautecombe, des

spätarn Bischofs von Lausanne und Kanzlers Friedrich Barbarossas, entdeckt, und legt hier erstmals das Resultat seiner interessanten Forschungen in klarer Uebersicht, begleitet von ausgezeichneten Illustrationen, der Öffentlichkeit vor. Geheimrat *Prof. Heinrich Finke*, Freiburg Br., Präsident der Görresgesellschaft und neben Schnürer jahrelanger Redaktor des Historischen Jahrbuches schöpft aus dem reichen Schatz seiner spanischen Forschungen. Die Fastenpredigten des wohl gewaltigsten Redners des Mittelalters, Vicente Ferrer, von 1413 erfahren durch ihn zum ersten Mal eine zusammenfassende Behandlung in deutscher Sprache und gewähren lehrreiche Einblicke in die geistliche Beredsamkeit der Periode des grossen Schismas, aber auch in die Verderbtheit weiter Kreise, besonders der Geistlichkeit. Als Seitenstück zu dieser Bussbewegung des 16. Jahrhunderts führt uns Bundesarchivar *Prof. Dr. Léon Kern*, Bern, die Anfänge der Geisslerfahrten des 13. Jahrhunderts vor. Er untersucht die Legende des hl. Beignate von Perugia, welche die von dieser Stadt ausgehende Flagellantenbewegung von 1260 rechtfertigen und verherrlichen sollte; als historischer Kern bleibt allerdings ausser der Existenz eines Heiligen dieses Namens im 13. Jahrhundert, seiner Kanonisation durch das Volk und der Bestätigung von dessen lokaler Verehrung von Seite Roms wenig übrig. Staatsarchivar *Dr. E. Wymann*, Altdorf, bietet an Hand eines Pilgertagebuches des Freiburger Stadtpfarrers Seb. Werro ein kulturgeschichtlich überaus interessantes Bild der hl. Stadt um 1581, also aus der Zeit der grossen Reformpäpste. *P. Leo Helbling O. S. B.* führt uns in die Barockbewegung des ausgehenden 17. Jahrhunderts und weist in ausführlicher Charakterisierung der Kapitelsansprachen, die der gelehrte Einsiedlerabt Augustin Reding (gest. 1692) im Anschluss an die Benediktinerregel schrieb, darauf hin, dass neben den neuen Orden und Kongregationen auch die Söhne des hl. Benedikt am wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Zeit bestimmenden Anteil nahmen. Katholische Kulturarbeit der Kapuzinermissionäre im fernen Hochland von Tibet im 18. Jahrhundert ist der Gegenstand der Arbeit von *P. Adelhelm Jann, O. Cap.*, Stans, während der Geschichtsphilosoph *Dr. Emil Spiess*, Bürglen, das 1758 anonym erschienene Werk des Franzosen Antoine Goguet: „De l'Origine des lois, des arts et des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples“ als ersten Versuch einer Kulturgeschichte des Abendlandes nach genetischer Methode feiert. Den Abschluss der nach Inhalt und Ausstattung gleich gediegenen Festschrift bildet das Verzeichnis der wissenschaftlichen Publikationen Schnürers, sowie — ein sinniger Gedanke — die Einleitung zum ersten Buch der französischen Uebersetzung von „Kirche und Kultur im Mittelalter“, die unter Leitung von Prof. Dr. Castella, Freiburg, vorbereitet wird.

Knüpft so die Schnürerfestschrift eng an des Meisters grosses Lebenswerk an, so gereicht es Freunden und Schülern zur hohen Freude, dieses nun in seinem 3. Band als vorläufig abgeschlossen entgegennehmen zu können*.

* Studien aus dem Gebiete von Kirche und Kultur. Festschrift von Gustav Schnürer. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn. Br. M. 10.—, geb. M. 12.—.

* Kirche und Kultur im Mittelalter, von Gustav Schnürer. III. Band 1929. Ferd. Schöningh, Verlag, Paderborn. Br. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Was von den beiden ersten Bänden gesagt werden konnte, gilt in erhöhtem Masse von diesem letzten Teil: Die lange so verkannte, von vielen aber auch kritiklos überschätzte Periode erfährt hier eine Behandlung, wie sie in ihrer Stoffbeherrschung und ihrem ausgeglichenen Urteil heute einzig dastehen dürfte.

Als im Jahre 1924 der erste Band von „Kirche und Kultur“ sich der Öffentlichkeit vorstellte, begegnete das grossgedachte Werk vielfachem Misstrauen. Die umfassende Synthese, die überall die Ergebnisse mühsamer Einzeluntersuchung einem grossen Zusammenhang eingliederte, erschien vielerorts neu, nicht selten kühn, gewagt. Dazu wollte da und dort, besonders in der deutschen Heimat des Verfassers, dessen Name wenig für eine vollwertige Lösung der gestellten Aufgabe bürgen. Schnürer konnte zwar aus einer mehr als 30 jährigen Gelehrten- und Dozenten-tätigkeit an einer internationalen Hochschule schöpfen, hatte sich in einer grossen Anzahl von Einzeluntersuchungen aus dem Gebiete der mittelalterlichen Kulturgeschichte über eine selten umfassende Kenntnis dieser lange umstrittenen Jahrhunderte ausgewiesen; aber er schrieb als überzeugter Katholik, als Lehrer einer kath. Universität, auf die bibelfeste Kreise lange genug die Frage anwenden mochten: „Kann denn aus Freiburg etwas Gutes kommen?“ So schrieb die angesehene „Historische Vierteljahresschrift“, 1927, S. 85 ff.: „Die Auffassung Schnürers, durch Einzelkritik, weil in seiner religiösen Ueberzeugung verwurzelt nicht „widerlegbar“, hindert ihn — das wird man aussprechen müssen —, zu einem allseitigen Verstehen aller jene Epoche beherrschenden Kräfte zu gelangen, ungetrübt ihr Wirken allein zu betrachten. Das Werk, das wegen seiner völligen Beherrschung des Stoffes als eine grosse Leistung anerkannt werden wird, ist nicht getragen von einer grossen historischen Anschauung“. So sehr sich Schnürer über die Anerkennung seiner Vertrautheit mit den mittelalterlichen Quellen freuen mochte, das Lob einer „grossen historischen Anschauung“ wollte er nicht durch Preisgabe seiner kath. Grundsätzlichkeit sich erkaufen. Lässt er in seinem neuen 3. Band nirgends erkennen, dass 70 harte Winter seinen Scheitel gebleicht, so ist er auch seiner durchaus christlichen Geschichtsauffassung treu geblieben.

Ausgehend von der Kreuzzugsbewegung, die unter Innozenz III. das Papsttum zur Höhe seiner Macht geführt, wie er im 2. Band gezeigt, leitet der Verfasser über zum allmählichen Zerfall dieser kirchlichen Macht. Bonifaz VIII. steht am Beginn dieser Niedergangsperiode, geschmäht von der extremen Richtung der Franziskaner Spiritualen, gehasst und bedroht von Frankreichs König Philipp dem Schönen und seinen Anhängern aus dem italienischen Adel. Aber weder der Papst noch die im Dienst der Kurie stehenden Kanonisten wollen die Zeichen der Zeit verstehen, einer Zeit, die dem Luxus und Reichtum die strengste Armut, dem ungesunden, nicht selten überspannten Machtstreben des päpstlichen Hofes und seiner Veräusserlichung die Einfachheit und religiöse Tiefe der Urkirche gegenüberstellen will und sich nach einem Engels-papst und einem Friedenskaiser sehnt. Statt zwischen diesen scharfen Gegensätzen Friedensbrücken zu bauen, spricht eine ganze Schule wirklichkeitsfremder Theoretiker der päpstlichen Gewalt eine Machtfülle zu, die zum Widerspruch herausfordern muss und den beginnenden Zersetzungsprozess nur befördert. Es kommt zum freiwilligen Exil der Päpste in Avignon und damit bald zum verhängnisvollen Schisma, zum Vorspiel der grossen Abfallsbewegung der sog. Reformation.

Doch mit der Papstgewalt sinkt auch die Macht und Autorität des Kaisertums in den letzten Vertretern des

einst so glänzenden Staufergeschlechtes. Und wie die mittelalterliche Harmonie von Papsttum und Kaiserherrschaft zerstört wird, so streben auch die in der Kreuzzugszeit international geeinten Völker ungestüm auseinander, im Verlangen nach eifersüchtig gewahrter nationaler Selbständigkeit. Und dieses gleiche Bild zeigt das wissenschaftliche und das öffentliche Leben. Die vielen neuen Universitäten bringen zwar einen raschen äusseren Aufschwung; statt aber die Entartung der Scholastik aufzuhalten, fördern sie diese. Wie die Grenzen zwischen Kirche und Staat verwischt werden, so wird immer mehr die Harmonie von Glauben und Wissen gelöst, der Glaubenseifer weicht einem zersetzenden Rationalismus. Dem gegenüber vermag die zarte Blüte der weltabgewandten Mystik keinen massgebenden Einfluss sich zu sichern. An Reformbemühungen von Seite der Kirche fehlt es zwar nicht; aber das Mittel dazu, das Konzil, versagt, wird im Gegenteil selber zur gefährlichen Waffe in der Hand derjenigen, die von einer neuen kirchlichen Verfassung im Sinne einer mehr demokratischen Parlamentsregierung träumen. Eine *innere* Reform der Kirche ist um so weniger zu erwarten, als die Päpste glauben, die Führung auch der weltlichen Kultur, der von der christlichen Weltanschauung immer mehr abrückenden Renaissance, übernehmen zu müssen. Sie werden damit ihrer Hirtenaufgabe nur zu sehr entfremdet und helfen selber mit, der Umwälzung in der Kirche den Boden zu bereiten. Nur ein Land weiss sich der allgemeinen Auflösung zu erwehren, Spanien mit seinem tatenfrohen Kreuzzugsgeist, seiner Achtung vor der Autorität, seiner Begeisterung für Glaube und Kirche. Während besonders in Deutschland gerade die höhere Geistlichkeit mit dem schlechten Beispiel vorangeht, bringt hier das 15. und 16. Jahrhundert einen Episkopat hervor, der dem heidnischen Geist des Humanismus den festen Damm kirchlicher Grundsatztreue und tiefer Frömmigkeit entgegenstellt. Statt Gegensatz und Auflösung triumphiert hier die Harmonie. Was das Mittelalter an bleibenden Werten überliefert, wird mit den christlich gebliebenen Ideen der italienischen Renaissancebewegung vereint, und so die Grundlage einer neuen, der Barockkultur, geschaffen, welche die langersehnte Reform der Kirche ermöglicht und ihr neue Kräfte zuführt.

Diesen ganzen weittragenden Entwicklungsgang stellt Schnürer mit dem Griffel des Meisters dar. Ueberall ver-rät er den Blick des gereiften Gelehrten, den Mann klugwägenden Urteils und grosszügiger Synthese. Gemäss den Forderungen Leos XIII. sucht er in seinen Forschungen nur der Wahrheit zu dienen. Gewiss musste es den treuen Sohn der Kirche schmerzen, Abgründe, schwere Fehler und Mängel aufzudecken, die man lange Zeit bewusst oder unbewusst übersehen hatte. Er hielt aber mit der Wahrheit nicht zurück, in der Ueberzeugung, dass durch solche menschliche Schwächen die Grösse der gottgegründeten und gottgeleiteten Kirche nur um so deutlicher hervortrete.

Seinen Gesamteindruck vom Mittelalter fasst Schnürer, geleitet von seiner unbeirrbarsten Wahrheitsliebe, in das nüchterne, ebenso kurze wie treffende Urteil zusammen: Es ist die Zeit der Ideale, aber nicht eine ideale Zeit.

Möge nun der Geschichtsschreiber des Mittelalters nach seinem Eintritt ins 8. Jahrzehnt sich durch die Last des Alters nicht abhalten lassen, das auszuführen, was er selber in der Einleitung zum vorliegenden Bande angeregt und was ihm bei der Festfeier vom 29. Juni in Freiburg von mehreren Rednern auf die Seele gebunden wurde: in der gleichen bewährten Art wie das Mittelalter auch die Kultur der Neuzeit in Angriff zu nehmen und damit seinem Lebenswerk die Krone aufzusetzen!

Vertiefung und Verlebendigung des altsprachlichen Grammatikbetriebes

2. Durch vermehrt psychologische Einstellung.

In der letzten Nummer haben wir die Forderung aufgestellt, die gesicherten Ergebnisse der Sprachwissenschaft dem Grammatikunterricht dienstbar zu machen. Dies muss aber, wie aus dem ganzen Tenor unserer bisherigen Äusserungen hervorgeht, in *diskreter Weise*, in beständiger Anpassung an die Fassungskraft der Schüler geschehen. Die historische Grammatik darf am Gymnasium nie Selbstzweck werden, sie „darf den Schulunterricht nur insoweit beeinflussen, dass sie Falsches in dem hergebrachten Lehrstoff berichtigt oder *dessen verständnisvolle Aneignung dem Schüler wirklich erleichtert*“ (Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik nach den neuen Lehrplänen. Halle a. d. S. 1920, S. 7).

Noch wichtiger ist der zweite Faktor zur Belebung des Grammatikbetriebes, die *psychologische Vertiefung*. Wiederum übergeben wir das Wort Hoffmann: „Ob es sich um die Feststellung des richtigen Sprachgebrauches handelt, ob man geschichtlich den Werdegang einer sprachlichen Erscheinung verfolgt... immer ist die *Form* das Objekt der Betrachtung; man beschäftigt sich nur mit dem Leibe der Sprache. Nun hat diese ausser dem Leibe aber auch eine Seele, ausser der Form einen Inhalt. Die vollkommenste Art der Sprachbehandlung ist demnach die, welche es sich zur Aufgabe macht, beide Seiten in den Kreis der Forschung zu ziehen, Form und Inhalt miteinander zu vergleichen und die Gesetzmässigkeit der Beziehung zwischen beiden zu untersuchen“ (Der lat. Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Teubner 1921, S. 29 f.). „Dass Temperament und Charakter eines jeden Volkes nicht bloss auf den Lautbestand und die Lautgesetze seiner Sprache, sondern auch auf Wortschatz, Formen- und Konstruktionslehre, Satzbau und Stilart einen bedeutenden Einfluss ausüben“ (Schrijnen-Fischer, Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft. Heidelberg 1921, S. 124), ist auch dem Schüler klar zu machen. In diesem Sinne erheben die „Richtlinien für die Lehrpläne der höhern Schulen Preussens“ (Weidmann 1927, S. 195 f) die Forderung: „Der Unterricht in den alten Sprachen muss darauf ausgehen, die Schüler die tote Sprache als etwas Lebendiges erfassen zu lassen und muss durch ständige Vergleichung mit den Ausdrucksweisen und -formen der Muttersprache ein tieferes Verständnis für diese selbst zu erzielen suchen. . . Von früh auf müssen die Schüler angeleitet werden, Aehnlichkeiten und Unterschiede in den Ausdrucksformen der griechischen und lateinischen Sprache unter sich und im Vergleich mit der deutschen — auch mit andern schon bekannten Sprachen — zu suchen, auf den Bilderschatz, die Namenbildung, die Art der Wortstellung und Satzbildung u. ä. innerhalb der verschiedenen Sprachen ihr Augenmerk zu richten. . . Von besonderer Bedeutung ist, den innern Zusammenhang zwischen unserer Muttersprache und den antiken Sprachen durch die Betrachtung des aus diesen entnommenen Sprachgutes, wie es in Fremd-, Lehn- und Uebersetzungswörtern vorliegt, klarzustellen. Höchstes Ziel wäre, über eine Betrachtung der Einzelheiten hinaus ein Gefühl für den eigentlichen Geist jeder der Sprachen zu gewinnen, dadurch das Stilgefühl überhaupt zu verfeinern und das Bewusstsein der Verantwortung für den eigenen Stil zu verstärken. Die Ergebnisse der psychologischen Sprachbetrachtung, namentlich auf dem Gebiete der Syntax, werden in weitem Umfange für den Sprachunterricht nutzbar gemacht werden können“.

Soweit die „Richtlinien“. Wir haben uns aber mit

diesen Ausführungen schon stark dem Gebiete der *Lektüre* genähert, die nicht in den Bereich unserer Aufgabe fällt. *Eine Frage* indessen müssen wir hier noch beantworten: *Wie* können die abstrakten grammatischen Begriffe dem Verständnis und Interesse der Jugendlichen nahe gebracht werden? Da lassen wir einen alten, aber keineswegs veralteten Methodiker sprechen, nämlich Rothfuchs in seinen „Bekanntnissen aus der Arbeit des erziehenden Unterrichts“. Im Abschnitt „Das Grundgesetz der Unterrichtskunst“ schreibt er über die *apperzeptiv-genetische Methode*: „Die Apperzeption muss die Handhabung des Unterrichts sein, weil sie die Grundlage oder vielmehr die Grundbedingung der Entwicklung des Geistes ist. Alles apperzeptiv der Seele Nahende wird von ihr magnetisch angezogen, aufgesogen, assimiliert und organisch mit ihr verbunden. Fehlt diese apperzeptive Kraft, so wird das Neue im günstigsten Fall von der Seele als eine tote Last mühsam aufgeschultert, aufgebunden und, wenn die unnatürlichen, schmerzenden Verbindungsstricke sich lockern oder reissen, wieder abgeworfen“. (S. 29).

Uebereinstimmend fasst Waldeck die hier in Frage kommenden praktischen Ergebnisse der empirischen Psychologie in folgende elementare Schlüsse zusammen:

„Dass aus Anschauungen Vorstellungen entstehen und erst aus diesen Begriffe, dass man also zuerst für möglichst klare Anschauungen sorgen muss;

dass alles Neue nur dadurch leicht und sicher behalten wird, dass man es an den vorhandenen Vorstellungskreis — und zwar an der richtigen Stelle — anfügt, so dass möglichst grosse und in sich geschlossene Vorstellungsserien entstehen;

dass verwandte Vorstellungen einander heben und stärken, verschiedenartige sich bekämpfen und schwächen;

dass eine Vorstellung umso fester sich einprägt und umso leichter im Bewusstsein steigt, je öfter sie — nicht etwa genau in derselben Form, sondern in verschiedenen Beziehungen und Verbindungen — vor die Seele getreten ist; dass Vorstellungen, die wir immer in derselben Reihenfolge gehabt haben, auch nur in dieser Reihenfolge reproduziert werden;

dass jede geistige Kraft wie jede körperliche *reichlicher* und *planmässiger* Uebung bedarf, um zu erstarken;

dass die wichtigste Triebfeder für den lernenden Schüler wie für alles menschliche Handeln das *Interesse* ist“ (a. a. O. S. 2 f.)

Mit andern Worten: Der natürliche und rationale Weg des Unterrichts, zumal in den untern Stufen, ist der vom Konkreten zum Abstrakten, der Weg der *Induktion* und *Apperzeption*. Dabei wird das rein mechanische Gedächtnis verhältnismässig wenig belastet; die Hauptarbeit erhält das judiziöse (logische) Gedächtnis und vor allem der denkende Verstand. So werden nicht neue und fremdartige Begriffe von aussen her in den Schüler hineingepropft, sondern im Keim schon vorhandene Vorstellungen entwickeln sich zur Klarheit, und statt einer zusammenhanglosen Anhäufung von Einzelkenntnissen entsteht ein System des Wissens. In richtiger Würdigung dieser Tatsache fordern die „Richtlinien“, dass die Grammatikerklärung immer ans *Beispiel* anknüpfe, ein Vorgehen, das andern Unterrichtszweigen längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Wenn der Mathematiker den Kreis oder das Parallelogramm erläutern will, zeichnet er zuerst die *Figur* an die Tafel. Von ihr aus wird dann der *Begriff* unter Anleitung des Lehrers vom Schüler selber „gefunden“ und das Gefundene endlich in eine feste Form gebracht und eingeprägt. Was aber in der Mathematik die Figur, das ist in der Sprache der Satz, das Beispiel. Im Gegensatz zu diesem induktiven Vorgehen steht das früher allgemein übliche *deduktive* Verfahren, das die Regel vornimmt, erklärt und hinterher, gleichsam als Belegstel-

len und Beweise für die Richtigkeit der betreffenden Definition, die Beispiele folgen lässt.

Ein grosser Vorteil der induktiven Methode ist, dass sie von selber der *richtigen Fragekunst* ruft, diesem „wichtigsten Kapitel aller Lehrkunst“. (Matthias, Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten.) Einen wahren Hochgenuss bereitet nach dieser Richtung die Art, wie Hoffmann (l. c.) selbst schwierige grammatische Begriffe und Termini schon den Schülern der untersten Klassen aufs Anschaulichste beizubringen versteht. Auch die Syntax der „Ars Latina“ baut konsequent auf der Induktion auf und erfüllt damit die Forderungen des modernen „Arbeitsprinzips“ in hohem Masse.

Dass die *fleissige Benützung der Wandtafel* den Grammatikunterricht in nicht geringem Umfange fördern und befruchten kann, wird aus Obigem ohne weiteres klar, dürfte aber mancherorts noch zu wenig erfasst sein. Wir verweisen diesbezüglich auf die Ausführungen unseres Mitarbeiters in „Mittelschule“ 1929, Nr. 1: „Ein missachtetes Schulgerät“. Wie glücklich endlich *graphische Darstellungen* das grammatikalische Verständnis beleben können, zeigt der Artikel von Prof. Dr. Anton Huber: „Methodisches zum Passé défini und Imparfait“ in „Mittelschule“ Nr. 8, 1928. Die dort enthaltenen Tabellen eignen sich auch für die Erläuterung der Aktionsarten. Weitere diesbezügliche Anleitung gibt z. B. die griech. Sprachlehre von Walter (Diesterweg, Frankfurt a. M.) mit ihren sehr instruktiven Zeichnungen zu den Aktionsarten und Präpositionen. Auch unsere „Ars Latina“ zeigt in dieser Hinsicht erfreuliche Ansätze in der Moduslehre.

Mit den bisherigen Ausführungen, deren Lückenhaftigkeit wir persönlich am lebhaftesten empfinden, glauben wir die Notwendigkeit der sprachwissenschaftlich-psychologischen Vertiefung des Grammatikunterrichts und die Wege dazu wenigstens angedeutet zu haben. Als Korollarium soll bei nächster Gelegenheit die Besprechung einiger *praktischer Einzelfragen*: Phonetik, Stilistik, Skriptum und Sprechübungen folgen.

Literatur: Ausdrücklich hingewiesen sei vor allem auf die oben zitierten Werke von Hoffmann, Waldeck und Rothfuchs. — Weise, Charakteristik der lat. Sprache. Teubner (Im Zusammenhang damit erlauben wir uns den Hinweis auf unsere Studie „Zur Charakteristik des römischen Volkes“ in „Mittelschule“ 1922, Nr. 3 und 4); Skutsch, Die lat. Sprache und Wackernagel, Die griech. Sprache, beide in „Die griech. und lat. Literatur und Sprache“ (Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. VIII. Teubner 1912). R. L.

Bücherecke

Rogger: Lehrbuch der kath. Religion für die mittlern und obern Klassen von Gymnasien und Realschulen, für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare und zum Selbststudium. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Buchdruckerei Hochdorf. 1930.

Gewiss ist der erste Faktor auch in der Religionsstunde nicht das Religionsbuch, sondern der Religionslehrer. Aber wer möchte es leugnen, dass das Religionsbuch, das dem Lehrer in die Hand gedrückt wird, einen sehr grossen Einfluss auf ihn ausübt, ihn frohfreudig zur Religionsstunde stimmt oder ihn in seiner Schwungkraft zu lähmen vermag?

Rogger zeigt sich auch in der Neuauflage seines Buches wieder als der feurige Katholik, der die hl. Kirche mit allen Fasern seines Herzens liebt, der seine Glaubensfreudigkeit und Glaubenssicherheit auch andern vermitteln möchte. Er zeigt sich als Psychologe, der die religiösen Probleme, die die Seele unserer Jugendlichen beschäftigen können, kennt. Er kennt aber auch die Gefahren, die dem Glauben und der Sittlichkeit in unsern Tagen von aussen drohen, und möchte als Wächter auf hoher Zinne vor Irrwegen warnen und die Pfade der Weisheit lehren. Rogger ist nicht trockener Dogmatiker, und sein Buch ist nicht bloss geschrieben für den Kopf, sondern auch fürs Herz, nicht bloss für die Schultube, sondern fürs Leben. Er huldigt nicht einem einseitigen Intellektualismus. Das Buch drängt zur Umsetzung der Lehre in die Tat. Rogger hat in

seinem Buch nach dem Ideal gestrebt, das ihm in seiner Methodik zum Religionsunterricht vorschwebte: „Es gibt Religionslehrer, die meinen, ihre Arbeit sei getan und ganz getan und gut getan, wenn sie ihre Schüler zum verstandesmässigen Erfassen und zum gedächtnismässigen Behalten des religiösen Unterrichtsstoffes gebracht haben. In Wirklichkeit aber ist damit erst ein Teil der Arbeit des Lehrers und des Schülers getan, ein sehr wichtiger Teil allerdings, ein unentbehrlicher Teil, aber doch erst der geringere Teil der Arbeit. Dem Religionslehrer muss immer höchstes Ziel sein, dem Schüler Freude an der Religion, an allen ihren Wahrheiten, Forderungen und Heilmitteln beizubringen und die Religion zum Willensakte und zur sittlich-religiösen Tat werden zu lassen. Der Schüler muss die Religion als ein Gut auffassen lernen, als ein Gut, das in erster Linie ewiges, dann aber auch zeitliches Glück bringt, denn nur dann kann der Mensch etwas lieben, kann er Freude daran haben, wenn er es als ein Gut erkannt hat.“

Und Rogger macht dem Schüler die Religion lieb, nicht dadurch, dass er ihm die Vernünftigkeit und Schönheit unseres Glaubens zehn- und hundertmal vorpreist, sondern dadurch, dass er ihn auf die verschiedenen Tatsachen und ihre Konsequenzen nach der einen und nach der andern Seite hinweist, indem er ihn darüber nachdenken, ihn selbst die für sein Leben so überaus wichtigen Schlüsse ziehen lässt (Verwendung des Arbeitsprinzips!). Muszynski sagt in seinem Buch: Die Temperamente: „Man kann wohl kühn behaupten, dass aller Unglaube und alle Gottlosigkeit auf vernachlässigter, unzureichender oder mangelhafter Erkenntnis der natürlichen religiösen Wahrheiten beruht.“ Im Roggerschen Lehrbuch hängt die übernatürliche Ordnung nicht allzu sehr in der Luft. Von der natürlichen steigt er mit eiserner Logik — diese Logik liegt dem Verfasser im Blut — stufenweise empor zur übernatürlichen Heilsordnung. Wie prachtvoll geht er dabei vom Satze Tertullians aus: *anima naturaliter christiana*.

Wie rechnet dann Rogger, — sein Buch ist aktuell — die Kenntnis der alten Irrlehren voraussetzend und immer wieder die Zusammenhänge mit neuen und neuesten Irrlehren aufzeigend, unerschrocken mit diesen neuen und neuesten Irrtümern ab! „Es mag wohl sein,“ schrieb er im Vorwort zur ersten Auflage, dass dem einen oder andern der Kritiker des Buches, besonders dem Kritiker von links, das Buch in dieser Beziehung zu viel tut, dass dem einen oder andern die Behandlung religiös-sittlicher Fragen zu aktuell, zu konkret scheint. Die Art und Weise, wie dieses Buch über Weltanschauungen und Irrlehren aus der noch warmen Gegenwart rede, wie da über politische, wirtschaftliche und allgemein kulturelle Fragen und ihre Vertreter verhandelt werde, das sei nun doch des Guten zu viel, das sei nun doch unerhört. Und doch konnte sich der Verfasser nicht entschliessen, der neuen Auflage diesen so wichtigen und zeitgemässen und übrigens von jeder fortschrittlichen Methodik geforderten Vorzug zu nehmen. Aber das versuchte er: diese Fragen, um die in der lebendigen Gegenwart überall so heiss gestritten wird, noch gründlicher zu behandeln, die kath. Lehre darüber noch einfacher, klarer, noch eindeutiger dazustellen, um ja jedes Missverständnis zu verhüten.“ Der Verfasser fühlt sich vor Gott verantwortlich, der Wahrheit Zeugnis zu geben, er will sich durch menschliche Rücksichten nicht davon zurückhalten lassen, dem heranwachsenden Katholiken die so nötige Aufklärung zu geben; dabei aber möchte er doch aufrichtig alles vermeiden, was nur irgendwie als Verletzung der auch dem irrenden Bruder geschuldeten menschlichen und christlichen Liebe aufgefasst werden könnte. — Und wenn wir es verraten dürfen: Der Verfasser hat den höchsten Beifall nicht bloss seines Diözesanbischofs, sondern auch anderer hervorragender Vertreter des Episkopates gefunden, wie ja übrigens das Buch hinauswandert mit dem Segen des Diözesanbischofs.

Und das ist etwa das Neue an der zweiten Auflage: „Sie ist inhaltlich erweitert und wissenschaftlich vertieft. Dem Arbeitsprinzip ist der Verfasser im Grundsatz treu geblieben; aber er hat doch aus Erbarmen dem Lehrer und dem Schüler manche schwere Arbeit, die in der ersten Auflage ihnen zugemutet war, abgenommen. Und wo er ihnen auch hier die Arbeit überliess, hat er sie durch bestimmtere Fassung der Probleme erleichtert. Endlich ist der ganze reiche Stoff methodisch nochmals gründlich und gewissenhaft überarbeitet worden.“ (Vorwort.)

Wir können das Buch unsern kath. Gymnasien, Realschulen und Seminarien nur warm empfehlen. Dr. P. A. F.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Programmatiches zu Vergil - Vergils Quellen - Die Originalität der Aeneide - Bücherecke.

Programmatiches zu Vergil

Die Bedeutung Vergils liegt darin, dass er dem römischen Volke seinen Mythos gab, das heisst, ihm seine übernatürlich zugewiesene Stellung im Geschichtsganzen offenbarte, indem er einerseits die römische Geschichte mit der ihm bekannten Urgeschichte verknüpfte und anderseits dem römischen Volke prophetisch die Aufgaben für die Zukunft umschrieb.

Wer das als etwas Grosses erkennt und anerkennt, soll Vergils Gedenktag mitfeiern, wie das die romanisch sprechenden Europäer tun. Nicht feiern aber sollen jene Menschen deutscher Zunge, deren verworrene Seelenlage den grossen Mythos nicht mehr erfassen kann, demzufolge mit Karl dem Grossen der Germane der Erbe Roms geworden ist. Das Mittelalter liebte Vergil, weil es diesen Mythos hatte und aus diesem heraus Kaiserchronik und Annolied schuf, die prächtigen Kaisersagen ausbildete und im Wappen des römischen Reiches deutscher Nation den römischen Adler fortlebend dachte. In der Schweiz brachte man den Reichsadler noch im 18. Jahrhundert an öffentlichen Gebäuden an, weil dieser immer noch Symbol der grossen römischen Reichseinheit war.

Wer also z. B. mit Geibels „Tod des Tiberius“ oder mit Richard Wagners „Abhandlung über die Wibelungen“ innerlich nichts anzufangen weiss, das heisst, wer selber keinen Mythos hat, wird auch dem Mythos des Vergil nicht gerecht werden können.

Wer aber diesem Mythos nicht gerecht wird, lässt den richtigen Zugang zum humanistischen Studium verschlossen, wie einer, der Philosophie ohne vorausgehende Logik doziert. Zugleich aber vermag ein solcher auch das Tor zum Verständnis des eigenen germanischen Volkstums nicht aufzuschliessen und wird das frohe Selbstbewusstsein, einen hohen geschichtlichen Beruf gehabt zu haben und noch immer zu besitzen, nicht wecken können. Die Schüler werden dann entweder schilfrohrige Elässer oder preussische Wodananbeter.

Dr. F. A. Herzog.

Vergils Quellen F. A. Herzog, Professor, Luzern.

Wie in der Ecloge an Pollio, so schöpft Vergil auch für die Aeneis den Stoff aus der hellenistischen Literatur. Aber es wäre schwer, im einzelnen den Gewährsmann nachzuweisen. Jedenfalls für den Kenner der hellenistischen Literatur sehr reizvoll. Den orientalistisch Eingestellten aber zieht es mehr an, den Ursprüngen der Vorstellungen nachzugehen. Denn es ist nicht minder reizvoll zu sehen, wie alte Vorstellungen im Verlaufe der Zeit im Geiste der Menschen sich wandeln, wie Verschiedenartiges sich bindet, wie frühere Ganze sich teilen, wie Vorstellungen verblässen oder wachsen.

Sehen wir ein paar uns näher an.

1. Die Grundlage des ganzen Epos ist die Ueberlieferung, dass verschiedene Einwanderungszüge

aus Kleinasien und Thrakien, also aus dem nordöstlichen Mittelmeerbecken, in Italien stattgefunden haben. Diese Ueberlieferung hat ihre geschichtliche Bestätigung gefunden. Man fasst die früheste bekannte Wanderung indogermanischer Stämme von Nordosten nach Westen in die Seevölkerwanderung zusammen.

Unter diesen Völkern werden in den ägyptischen Inschriften genannt: die Danuna (Danaer), Schakaluscha (Sikilier), Luku (Lykier), Schardana (Sardnier), Turscha (Tyrhener), Akaiwascha (Achäer), Pelesta (Philister), Waschasch (?), Takkari (Teukrer?, vielleicht Ilion; so las Brugsch, Breasted Ancient records of Egypt 3, 312) und Derden (Dardaner).

Diese Völker, aus unbekannter Gegend herkommend, suchten im Süden, nachdem sie einige Zeit in hettitischem oder ägyptischem Solde gestanden, eigene Sitze zu erwerben, schlossen sich den Libyern im Kampfe gegen Aegypten an, wurden aber erstlich von Mer-en-Ptach, dann von Ramses III. entscheidend geschlagen und verteilten sich nun in die später bekannten, nach ihnen benannten Länder. Welcher Sprachfamilie diese Völker angehörten, ist zum Teil sicher zu sagen, und zwar von den Danuna, den Danaern, und von den Akaiwascha, den Achäern. Die andern werden einer andern indogermanischen Gruppe zuzuweisen sein. Da aber nach neuern Untersuchungen das Hettitische indogermanisch ist und sich unter den Etruskern auch der hettitische Gottesname Tarku findet, dürfte diesen Völkern (auch den Etruskern) mindestens ein starker indogermanischer Einschlag nicht abzusprechen sein. Von den Namen der Philister, die bekannt sind, möchte ich Pikol mit Phaikylos, Itai mit Itaios, Akisch (so hebräische, Ikausch assyrische Vokalisation) mit Achaïos zusammenstellen. Ich zweifle nicht daran, dass sich ihre Zugehörigkeit zu den Indogermanen einst ebenso sicher nachweisen lässt, wie die Zugehörigkeit des Aegyptischen zur semitischen Sprachgruppe, wenn auch das Etruskische bis jetzt den Versuchen zu spotten scheint.

In der Zeit dieser frühen Wanderungen haben sich die verschiedenen Mythen und Sagen der Griechen gebildet, wie in der Zeit der germanischen Völkerwanderung die verschiedenen Sagenkreise, die man in der deutschen Literaturgeschichte kennt. Wahres und Erdichtetes und daraus Neuverbundenes und Abgeleitetes mischt sich dann bunt durcheinander, und es ist meist schwer, Wahres vom Falschen zu scheiden, da nicht selten gerade das Unwahrscheinliche den wahren Kern verbirgt.

Als altes Auswanderervolk nennt Vergil auch die Thraker, die unter den Seevölkern nicht genannt werden. Nach der bei Diodor und Hieronymus aufbewahrten Thalassokrateliste erscheinen als erste um das Jahr 1000 die Lyder und Maonier, dann folgten die Palasyer und nun die Thraker.

Vergil versäumt es nicht, was immer er aus diesen Sagenkreisen verwenden kann, irgendwo unterzubringen, und wäre es am Ende bloss die Schilderung auf Bronzetoren, wie im 6. Buch die Geschichte des Daidolos. Die Sitte, die Bronzetore mit bildlichen Geschichtstatsachen zu schmücken, ist übrigens altorientalisch. Ich verweise nur auf die Bronzetore von Balawat unter Salmanassar III. 858—824.

2. Dass wir im 6. Buche nicht ursprünglich römische Vorstellungen vor uns haben, sondern aus verschiedenen hellenistischen Quellen zusammengefügte, ist auf den ersten Blick klar. Diese Unterweltvorstellungen tragen zu viele orientalische Lichter aufgesetzt.

Da herrscht in der Unterwelt der Höllenrichter Radamanthos, der Bruder des kretischen Königs Minos I. Aber sein Name ist ägyptisch wie sein Wesen. Er ist der Ra der Amente, der Gott der Unterwelt. Damit ist schon nahegelegt, dass auch die gesamten Unterweltsvorstellungen stark ägyptisch beeinflusst sein müssen. Aegypten ist ja das Land der Unterweltsvorstellungen schlechthin und ein richtiges «Exportland» in «Ideen».

Sehr weitläufig spricht die Fülle von Urkunden aus dem Nillande über diese Sache. Aber weit gefehlt, eine einheitliche Anschauung wiederzufinden, klaffen zwischen den drei Hauptvorstellungsarten unüberbrückbare Klüfte.

Da finden wir eine ganz rationalistisch-ungläubige Zeichnung auf dem Denkmal einer Frau (bei Wiedemann, Religion der Aegypter S. 56):

„Amenti (die Unterwelt) ist das Land des Schlummers und der Finsternis, eine Wohnung der Trauer für die darin Weilenden. Sie wachen nie wieder auf, erkennen weder Vater noch Mutter, sind gleichgültig gegen Weib und Kind. Auf Erden geniesst jeder das Wasser des Lebens, ich leide Durst. Ich weine nach dem Lufthauche am Ufer des Niles. . . Der Name des Gottes, der hier herrscht, ist: Vollkommener Tod. Er ist seinen Verehrern nicht göttig und achtet nicht auf Opfer.“

Eine andere Vorstellung bietet das Totenbuch:

Amenti liegt gegen Westen und besteht aus zwölf Bezirken, entsprechend den zwölf Stunden der nächtlichen Sonnenfahrt. Alle zwölf Bezirke durchfließt ein Strom. Aber Dämmerung, ja Finsternis herrschte darin. Aber anderseits war Amenti wieder so hell gedacht, dass die guten Seelen da drunten wie auf den herrlichen Gefilden ihre Aecker bebauen, säen und ernten konnten; denn die Toten erhielten hier Lehen, von deren Bestellung sie essen und trinken, und wo sie jagen und Brettspielen konnten nach Herzenslust — keine Missernte trat hier mehr ein, und das Getreide wuchs ergiebiger als droben auf der Erde, und die Halme überragten die Höhe eines erwachsenen Mannes. — Jeder Bezirk war gegen den andern abgeschlossen, durch einfache Tore oder durch grossartige Festungsbauten, und Scheusale behüteten sie. Im Torsaal zwischen dem 5. und 6. Tore hielt Osiris als Totenrichter Gericht. Hier erhielten die Gerechten ihre Lehen zugewiesen, die Bösen aber wurden an Pfähle gebunden und harreten ihrer Strafen, die an ihnen im 8. Bezirke durch Feuer oder Wasser vollzogen wurden. Der 6. und 7. Raum aber war dem Osiris heilig, und da wohnten die alten Könige des Landes. Vom 11. ging ein Gang hinauf auf die Oberwelt nach Sais, damit von dort die Göttin Neith hinabsteigen konnte, um im 12. Raume den Osiris neu zu gebären, dass er dann seine Tagessonnenfahrt wieder beginnen konnte.

Die allerfreundlichste Vorstellung vom Leben nach dem Tode zeigt die Meinung, dass die ganz Ge-

rechten stets in der Barke des Osiris bleiben und immer im Lichte der Gottheit die Welt umfahren durften.

3. Der Eingang zur Unterwelt zeigt aber bei Vergil unägyptische Vorstellungszüge. Vor der Höhle der Sibylle steht ein Wald, in welchem Aeneas einen goldenen Zweig finden kann und brechen muss. Man erkennt in diesem Zweige leicht die Springwurzeln unserer germanischen Sagen, wie sie z. B. Bechstein in der Sage vom Garkoch von Rottenburg ob der Tauber verwendet hat. Sie muss haben, wer die Tore zu unterirdischen Schätzen öffnen will. Aber Vergils Zweig ist golden. Das weist auf die altorientalische Vorstellung vom „paradiesischen“ Vorland oder von diesem selbst hin.

„Gilgameschs Freund Eabani wurde krank und starb den unruhlichen Tod auf dem Krankenbett. Gilgamesch veranstaltete eine ergreifende Totenklage um den ihm so schnell entrissenen Freund.“

Er kann das traurige Geschick des Freundes nicht vergessen und fürchtet ein ähnliches Schicksal. In der Angst beschliesst er, seinen Urahn Utnapischtim auf den Inseln der Seligen aufzusuchen, um ihn nach Leben und Tod zu befragen.

Da gelangte er zunächst in Bergschluchten, wo Löwen hausten, die er mit Hilfe des Mondgottes und der Ishtar (Venus) erschlug. Dann kam er zum Berge Maschu, der wohl dem Atlas der Alten entspricht. Aber den Zugang verwehren erschreckende Skorpionmenschen, welche die auf- und untergehende Sonne bewachen. Eine dieser Missgestalten sucht Gilgamesch von der Weiterwanderung durch den Hinweis auf die kommenden Gefahren abzuhalten. Aber Gilgamesch lässt nicht nach, sondern tastet zehn Doppelstunden durch das undurchdringliche Dunkel. Nach der 11. fing der Weg an sich zu lichten und nach der 12. stand er im vollen Lichte, mitten in einem Götterparke, in dem seltsame Bäume stehen. Diese tragen edles Gestein an Stelle der Früchte, schön zum Anschauen. Der Park-Garten lag am Meer und erinnert lebhaft an die Ezechielstelle 28, 13 ff.: „Stimme ein Klaglied an über den König von Tyrus: Du warest das Gebilde eines Siegelringes und vollendete Schönheit. In Eden im Garten Gottes warest du, lauter Edelsteine waren deine Decke: Karneol, Topas, Jaspis, Chrysolith, Schoham, Onyx, Saphir, Karfunkel, Smaragd, und aus Gold waren deine Einfassungen und Verzierungen gearbeitet. Zum schirmenden Cherub hatte ich dich bestellt. Auf dem heiligen Gottesberge warest du, mitten unter feurigen Steinen wandeltest du einher. Vermöge deines gewaltigen Handelsverkehrs erfülltest du dein Inneres mit Erpressung und vergingst dich. Darum entweihe und verstosse ich dich vom Gottesberge weg und vertilge dich, schirmender Cherub, von den feurigen Steinen hinweg.“ Diese Stelle lehrt, dass am Eingange zum Paradies ein wundervoller Edelsteinpark am Meere und ein Gottesberg gedacht wurde, wie es auch Gilgamesch auf seiner Fahrt findet.

Im Gottesgarten des Gilgamesch-Epos aber sass auf dem Throne des Meeres die Göttin Siduri-Sabitu, mit einer Hülle verhüllt. Sie verriegelte die Tore, als sie ihn kommen sah. Auf seine Erkundigung nach dem Wege übers Meer zur Insel der Seligen, sagte sie:

Nicht gab es, Gilgamesch, je eine Ueberfahrt, und keiner seit alters ging je übers Meer.

Darüber geht einzig Samas, der Hehre (Sonnengott).

So scheint mir der goldene Zweig, den Aeneas vor dem Eingange zur Unterwelt brechen muss, der letzte Vorstellungsrest der orientalischen Schilderung des Unterwelteingangs.

4. Dass die Seele Nicht-Begrabener keine Ruhe finde, mag allgemein menschlich sein. Immerhin sei

als orientalisches Beleg dafür eine Stelle aus dem Gilgamesch-Epos hierhergestellt:

Wes Leichnam aufs Feld geworfen — sahst du's?

Ja, ich sah es:

Es findet sein Geist in der Erde nicht Ruhe.

Für den niemand sorgt — Sahst du's?

Ja, ich sah es:

Reste vom Topfe und Bleibsel von Speisen,

auf die Strasse Geworfenen, das muss er essen. . .

5. Sibylla. Die Bedeutung des Namens ist unsicher. Die älteste sei eine Jonierin gewesen, die erythräische Sibylle. Sie soll eine Tochter oder Schwester oder Gattin des Apollo gewesen sein. Die kumäische ist nach den einen die Kirke, Tochter des Ilios und der Perse, Schwester des Aeates. Sie floh von Kolchis nach Latium. Ihr Sohn war Telegonus, der Erbauer von Tusculum. Andere nennen sie Demo. Sie sei die Verfasserin der Sprüche, welche Tarquinius Priscus für Rom erwarb. Varro unterschied zehn Sibyllen. Die uns erhaltenen Sibyllenbücher behandeln biblische und profane Geschichten und Sagen bunt durcheinander und stammen von Heiden und Juden, teilweise auch Christen; die Form ist der Hexameter, der Satzton, aber der der Propheten. (Literatur: Die Pseudepigraphen des alten Testaments von E. Kautsch, Tübingen, Mohr.)

Nun vergleiche man, wie im Gilgamesch-Epos der Held zu Siduri-Sabitu kommt, um hier den Weg zur Insel der Seligen zu fragen. In der Aeneis wie im Gilgamesch-Epos sind ungewöhnliche Frauen Türhüterinnen des Jenseits.

6. Aus der Unterwelt kann man auch wieder zurückkehren, trotzdem es das Land ohne Rückkehr genannt wird. Allerdings nur in ganz ausnahmsweisen Fällen:

Ishtar, des Mondgottes Tochter, richtete ihren Sinn auf die Unterwelt, das Land ohne Heimkehr, dessen Betreter nicht wieder herauskommt, das Licht entbehren muss, wo Erdstaub ihre Nahrung, Lehm ihre Speise, wo sie das Licht nicht schauen, wo sie bekleidet sind wie die Vögel mit Flügelgewand, wo auf Tür und Riegel Erdstaub lagert: forderte herrisch und gewalttätig Einlass. Der Diener am Tor machte ihr nach Rücksprache mit seiner Herrin Ereschkigal auf und geleitete sie durch die sieben Tore, ihr bei jedem Tor einen Teil des Gewandes abnehmend, sodass Ishtar ganz nackt vor Ereschkigal erscheint. Diese aber nimmt sie sehr ungnädig auf, sperrt sie ein und schlägt sie mit 60 Krankheiten am ganzen Leibe. Da nun aber Ishtar in der Unterwelt weilte, hörte alles Zeugen auf Erden auf, bis sich Ea der Schöpfung erbarmt und als Boten Assuschunamir schaffte und ihm ein Lösungswort kundtut. Dieser Bote geht und richtet den Auftrag aus. Das Lösungswort tut die Wirkung, Ereschkigal sieht sich überwunden, und wütend lässt sie Ishtar los und der Torwart muss sie mit dem Wasser des Lebens besprengen und ihr bei jedem Tore die entsprechenden Kleidungsstücke wieder zustellen.

Die Originalität der Aeneide

Dr. P. Rupert Hänni O.S.B., Sarnen.

Italien begeht im Oktober dieses Jahres die offiziellen Feste der zweitausendjährigen Geburtstagsfeier seines nationalen Dichters *Publius Vergilius Maro*. Besonders glanzvoll sollen sie sich in Mantua, Rom und Neapel gestalten. Auch Frankreich hat bereits das zweite Millennium des „Schwanen von Mantua“ würdig begangen. Die Begeisterung der lateinischen Völker bei diesem Anlass erklärt sich daraus, dass den Romanen Vergil die Einheit ihrer literarischen Kultur bedeutet; er gilt ihnen gewisser-

massen als die Verkörperung des abendländischen Gedankens, soweit dieser auf der Latinität ruht.

Ogleich nun die germanischen Völker den Vergil-enthusiasmus der romanischen nicht zu teilen vermögen, nachdem sie in den Gehalt der homerischen Poesie eingedrungen sind, kann man doch neben Vergils *Georgica* auch seinem Hauptwerk, der *Aeneide*, einen hohen Grad von Schönheit nicht absprechen. Mit Homer lässt sich der römische Dichter, was Erfindungsgabe, Charakteristik der Persönlichkeiten, Aufbau und Spannung der Handlung, Gestaltungskraft usw. betrifft, allerdings nicht vergleichen, aber trotzdem eignet seiner *Aeneide* eine gewisse *Originalität*, die wir im Folgenden etwas näher beleuchten wollen.

Homer stellte in *Ilias* und *Odyssee* lebensvolle Gestalten in den Mittelpunkt und gruppierte um sie höchst wirkungsvoll die ganze Handlung. Er dachte sich in erster Linie einen Schauplatz, auf dem er seine Helden auftreten lässt, um durch ihr Verhalten eine bestimmte vorgefasste Idee dramatisch zu veranschaulichen. Er geht vielmehr von *grossen Persönlichkeiten, starken Individualitäten* aus und lässt aus ihrem Charakter und aus der Betätigung desselben die Lebensschicksale des Einzelnen und der Völker gleichsam emanieren. Die Menschen schaffen also die Situationen, Kämpfe und Stimmungen; sie sind die Schöpfer und Gestalter ihrer Umwelt, und von der starken Persönlichkeit als dem Mittelpunkt alles Lebens und Webens verläuft die Handlung in tausend bunten Fäden radienartig nach der Peripherie.

Ganz anders verfuhr Vergil in der *Aeneide*. Seine Absicht ging dahin, an Hand der Aeneassage Augustus und sein Geschlecht, die gens Julia, als Abkömmlinge des Anchises und Aeneas, als Lieblinge der Götter, als die Ausgewählten einer höhern Weltpolitik zu verherrlichen, den alten Ruhm Trojas in Rom neu aufleben zu lassen und die Neuordnung der Dinge mit dem Glanz der Götter- und Heroensage zugleich religiös, politisch und poetisch zu krönen.¹⁾

Um diesen Zweck zu erreichen, werden nicht kühne Helden, gewaltige Recken zum Mittelpunkt der Dichtung gemacht, aus denen die ganze Handlung sich naturgemäss entwickelt wie bei Homer. Vergil schwebt vielmehr eine *grosse, alles beherrschende Idee* vor, die dem Helden des Epos ihren Charakter gibt. „Der Dichter“, sagt O. Ribbeck, „hat nicht nur die persönlichen Schicksale oder Leidenschaften eines einzelnen Helden zum Vorwurf, nicht den sich vorbereitenden Untergang eines mächtigen Reiches vor Augen, sondern er ist mit seinen heiligsten Gefühlen versenkt in den Aufbau einer neuen, grossen Zukunft, die sich aus den Ruinen erheben soll; es weht ein aufstrebender Geist froher Zuversicht durch sein Gedicht. Von hoher Zinne einer grossen, glücklichen Gegenwart blickt er auf den Weg zurück, welchen die Sprossen des Dardanus überwunden haben, um das gewiesene Ziel zu erreichen.“²⁾ Dieser Grundidee muss sich alles unterordnen; die Helden und ihre ganze Umwelt dient zu ihrer Illustration.

Mag diese Auffassung auch weniger ansprechen als jene Homers, so entbehrt sie doch nicht des Interesses. Sie ist echt römisch. Das Individuum trat bekanntlich bei den Römern zur Zeit ihrer höchsten politischen Macht in Rücksicht auf die Gesamtheit in den Hintergrund und fühlte sich nur durch den Staat und mit dem Staat gross und stark. Dieser Zug des römischen Volkscharakters nun, *grosse Ideen* anstatt grosser Persönlichkeiten in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen, wird von Vergil auf die Literatur, auf sein Epos übertragen und in schönster Weise durchgeführt.

Der zukünftige Ruhm und die Grösse des römischen Namens ruht nach seiner Auffassung nicht so sehr auf

¹⁾ Vgl. Baumgartner: Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums. S. 425.

²⁾ Geschichte der römischen Dichtung. 2. Aufl. S. 58.

physischer als auf *moralischer* Grundlage, ist weniger das Resultat leidenschaftlicher Kämpfe u. kühner Abenteuer, wie bei Homer, als vielmehr das Ergebnis zweier in der römischen Volksseele schlummernden Urkräfte, der pietas und der gravitas, des tiefgläubigen Sinnes und des hohen sittlichen Ernstes. Es sind die zwei schönsten Blüten der verkörperten römischen Energie. Die Hingabe der Helden an diese zwei alten Römertugenden sichert ihnen den Schutz der Gottheit; in der treuen Bewahrung derselben liegt die Garantie für die Grösse des Staates. Ueber all dem Ringen der Menschen aber schwebt das Fatum; in der Hand der Götter liegen die Fäden der Menschenschicksale, und in der Unterwerfung unter ihren Willen soll er seine Lebensaufgabe sehen.

Diese Auffassung, die sich durch das ganze Epos hindurchzieht, gibt auch dem Haupthelden Aeneas sein individuelles Gepräge. Er ist durchaus nicht, wie man vielfach behauptet hat, ein schemenhaftes Gebilde. Während in der Ilias und Odyssee das religiöse Moment eine durchaus untergeordnete Rolle spielt und Homer, ohne etwa irreligiös zu sein, mit den Göttern wie mit willkürlichen Gebilden seiner Phantasie spielt, ist es Vergil heiliger Ernst mit der Religion. Die Aeneide hat den Charakter eines religiösen, man könnte fast sagen eines liturgischen Epos. Die Weissagungen, die Gebete, die Orakel, die Opfer kehren jeden Augenblick wieder. Mügen die flüchtigen Troer nach Thrakien, nach Kreta, nach den Inseln der Harpyen kommen oder an den Gestaden von Afrika, Sizilien oder Italien landen, ihre erste Aufgabe besteht darin, den Göttern zu opfern. Handelt es sich um eine Schifffahrt, um die Gründung einer Stadt, um einen Kampf, immer werden vorher die Götter um ihren Willen befragt. Aeneas stösst im ersten Teil des Epos auf kein Heiligtum, ohne seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht Ausdruck zu geben, und in den letzten Büchern erinnert er immer wieder daran, dass er für seine Götter und nicht für sich kämpfe. „Die Aeneide“, sagt Pichon, „setzt sich nicht so sehr aus einer Reise und einem Kriege, als vielmehr aus einer Wallfahrt und einem Kreuzzug zusammen.“³⁾ Aeneas kämpft nicht mit wildem Ungestüm, wie ein Achilles, weil er keine Rachegefühle zu stillen, keine Herrschergelüste zu befriedigen hat, sondern nur aus Pflicht, kraft seiner Mission, die Götter Ilios nach Latium zu bringen, von deren Schutz Roms zukünftige Weltbedeutung abhängig ist. Sobald die feindlichen Völker Latiums sich zum Frieden verstehen, ladet er sie zu einem allgemeinen Versöhnungsfeste ein. Er ist ein Friedensfürst wie Augustus, der alle Parteien unter einem Szepter zu vereinigen sucht. Wenn es daher dem Helden Aeneas oft an der nötigen Offensive fehlt, so liegt der Grund darin, dass er einer höhern Weisung folgt, gleichsam das Organ der Gottheit ist, der erste Diener jenes Rom, das noch nicht existiert, das aber bereits die ganze Hingebung und Selbstverleugnung seiner Bürger, in erster Linie ihres Führers, verlangt. Er ist der Typus eines Konsuls, ja eines Pontifex, der würdige Repräsentant des alten, ernsten, dem Willen der Gottheit sich ehrfurchtsvoll beugenden Römers, die Verkörperung der römischen pietas. Für ihn ist das passende Prädikat: „der Fromme“. So handelt denn, im Gegensatz zu den Helden der Ilias, Aeneas nicht so sehr aus inneren Beweggründen, als vielmehr kraft äusserer Umstände, getrieben von höhern Mächten. Gerade diese Leidenschaftslosigkeit, diese Passivität ist das Hauptmerkmal seines Charakters und verleiht seiner ganz aus dem Rahmen des römischen Volksgeistes herauswachsenden Persönlichkeit eine gewisse Originalität.

Einen weitem individuellen, originellen Zug in Vergils Dichtung im allgemeinen erwähnt Pichon: „Der heitern, oft recht unpersönlichen Poesie des Griechen, der männlichen und harten der Römer hat Vergil etwas Neues

hinzugefügt: den Hauch der Liebe und der Güte. Durch seinen von einer gewissen Trauer umflorten Blick auf die Natur und das Leben, durch seine Melancholie, die frei von Egoismus nur Edelsinn und Brüderlichkeit atmet, kündigt er das Mittelalter an mit seinen oft schmerz erfüllten Betrachtungen, und sogar unsere moderne Zeit mit ihrer sentimentalischen Unruhe und ihrer Achtung vor dem menschlichen Elende. So ist dieser Dichter, der das Schönste aus dem Altertum zusammenzufassen verstand, zugleich der Vorläufer geworden für die besten Erzeugnisse der spätern Zeiten . . . Wenig liegt nach alldem daran, dass Vergils Dichtung auch ihre Lücken und Fehler hat und die Kraft und Naivität vermissen lässt. Sie ist darum nicht weniger originell, nicht weniger reichhaltig. Griechisch dem Rahmen, römisch dem Geiste nach, modern und fast christlich durch das in ihr schlagende Herz, ist sie das zusammenfassendste Werk der lateinischen Antike. Alles findet sich darin: die ganze Vergangenheit, gezeichnet mit der Geschicklichkeit eines grossen Künstlers, die ganze Gegenwart, besungen mit der Kraft eines feurigen Patrioten, die ganze Zukunft, vorausgefühlt mit der tiefsinnigen Empfindung einer ungemein zarten und weichen Seele.“⁴⁾

Bücherecke

Walter Wili, Vergil. 156 S. Geh. M. 4.50. Ganzl. M. 6.50. Verlag C. H. Beck. München 1930

Eine geistesgeschichtliche Gesamtschau von Vergil, seinem Wesen und seinem Werk, hat uns bishin gefehlt. Walter Wili hat sie uns zum 2000. Geburtstage des grossen Dichters geschenkt. Sein Buch wird künftighin neben Heinzes „Epischer Technik“ zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes Vergilfreundes, zumal jedes Vergillehrers gehören. So mässig der Umfang des Werkes, so reich ist seine geistige Ausbeute. In vier grossen Abschnitten: „Gestalt“, „Traum“, „Land“, „Staat“ behandelt der Verfasser zunächst das Leben des Dichters und dann sein Werk. Bucolica, Georgica, Aeneis. Beide, Leben und Werk, sind gesehen und erläutert aus ihrer Umwelt heraus, sodass vor dem Leser zugleich ein fesselndes Stück augusteischer Kulturgeschichte und römischer Lebensform entsteht. Mit sicherer Intuition enthüllt uns der Autor das tiefste Fühlen und Wollen des Dichters und würdigt mit feinem ästhetischen Empfinden das Wesentliche und Ureigene seiner künstlerischen Begabung. Das Vergilbild Wilis dürfte von einer spätern Forschung kaum mehr stark korrigiert werden. Bei aller wissenschaftlichen Präzision und der erstaunlichen Fülle behandelter Einzelfragen gefällt das Ganze durch straffen, harmonischen Aufbau, wenn wir auch der einen und andern Stelle gern eine etwas schlichtere Prägung gewünscht hätten. Die zahlreichen Zitate sind durchwegs von Rud. Al. Schröder in meisterlicher Form gegossen worden. Dem Inhalt entsprechend ist das äussere Gewand des Buches vornehm und gediegen.

R. L.

Vergils Georgica. Ins Deutsche übertragen von Rud. Al. Schröder. Mit Anmerkungen und Erklärungen des Uebersetzenden. Verlag der Bremer Presse. München 1924. Quart. 98 S. Geb. Mk. 6.—.

Schröder ist unter den Modernen unbestritten der beste Uebersetzer antiker Poesie. Man wird es daher dankbar begrüssen, dass er nach seiner glänzenden Verdeutschung der Ilias und Odyssee sich nunmehr anschickt, uns Deutschen den Vergil neu zu schenken. Von der Aeneis sind bereits verheissungsvolle Proben im Vergilbuch Walter Wilis erschienen. Die Bucolica sind als Luxusdruck im Inselverlag herausgekommen. Der horrende Preis (billigste Ausgabe 220 Mark!) wird aber dem mit Glücksgütern meist nicht besonders gesegneten Schulmeister die Anschaffung verunmöglichen. Umso erfreulicher ist es, dass die Bremer Presse uns die Georgica in hervorragend schöner, durch Einfachheit und Eleganz gleich ausgezeichneten Form sehr preiswürdig offeriert. Die erklärenden Anmerkungen des Uebersetzers sind treffend und substantiell. Möge die wertvolle Neuerscheinung manchen Kollegen bewegen, auch dieser Seite Vergilischen Schaffens vermehrte Beachtung zu schenken, zumal er in Wili's Buch einen höchst anregenden und zuverlässigen Führer dazu erhalten hat!

R. L.

³⁾ Histoire de la littérature latine, p. 553.

⁴⁾ A. a. O. v. 357 f.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: „Carpe diem“ - Kaiser Franz Joseph von Oesterreich - Zur Phonetik im Unterricht der alten Sprachen
- Häkchen (Apostroph)

„Carpe diem“

Ein Lied Horazens (carm. I 11).

Eduard v. Tunk, Immensee.

Es ist ja wohl eine mehr als selbstverständliche Sache, dass der Horaz-Unterricht den Dichter zuallererst als Dichter seiner Zeit vorstellt und versucht, an Horazens Liedern einzuführen in die kulturell wie historisch hoch bedeutsame Ära des Augustus. Und wenn heutzutage, da wir doch in einer Epoche leben, die dem augusteischen Zeitalter in vielem gleicht, — in ebenso vielem freilich sich von ihm unterscheidet —, die Idee vertreten wird, dass Horaz der Jugend von heute fremd bleiben müsse und ihr tatsächlich fremd bleibe (vergl. die preussischen „Richtlinien“ und ihre Interpretation durch W. Kranz, soweit es die alten Sprachen angeht), so kann ich nicht daran glauben. Wenn dies aber doch gelten soll, so könnte es nur Geltung finden für den Oden-Dichter Horaz, wobei aber nicht alle carmina als „Oden“ gelten dürfen.

Aber vielleicht liegt auch darin die Schwierigkeit für den Horaz-Unterricht, dass allzu leicht alle Lieder des Dichters zu Oden umgedeutet werden. Gerade jenes Gedicht, zu dem wir hier einige Ausführungen machen wollen, soll uns die Gefahr zeigen. Welcher Horaz-Lehrer nämlich zieht nicht gerne das bekannte Horaz-Buch Menges heran, um durch die darin enthaltenen Uebersetzungen — ich meine vor allem jene in modernen Versmassen — die Poesie des Römers der Jugend näher zu bringen? Nun muss aber für unser carmen I 11 die betrübliche Feststellung gemacht werden, dass — wie es bei manchen andern „Oden“ der Fall ist — die gebotene Uebersetzung dem Charakter des Originals keineswegs entspricht. Hier liegt ein Musterbeispiel vor von der eingangs erwähnten Umdeutung eines schlichten Liedes in eine „Ode“. Wer diese Uebersetzung liest oder hört, muss den horazischen Sang missverstehen.

Was aber liegt tatsächlich vor? Horaz hält Zwiesprache mit seiner Freundin Leuconöe. Das klingt, wie ein Name in fremden Zungen klingt, ein wenig feierlich, ein wenig spannend, aber doch eben ein wenig fremd. Was es heisst? Dass sie — sonst — hellen Verstandes oder heiteren Sinnes ist, heute aber nicht; heute grübelt sie nach, wie sie aus den Sternen das Schicksal des Horaz und ihr eigenes berechnen könnte; vielleicht ist ein Traumbuch vor ihr aufgeschlagen, sicher wohl ein Zauberbüchlein, woraus man lernen möge, die Sterne zu deuten und ihr Bahnen, wie das im fernen Babylon die Chaldäer längst getan. Und der Dichter sitzt vor ihr; ihm ist's aber gar nicht darum zu tun, ihre sorgendurchfurchte Stirne zu betrachten; er hörte sie lieber lachen und scherzen. Das taugte auch besser zu dem ohnehin wenig schönen

Wetter; denn draussen tobt der Sturm, und des Meeres Wogen nagen an den Felsen; da wäre es gemüthlicher, Leuconöe wollte Wein auftischen zu innerer Erwärmung, ihn sorgfältig filtrieren, dass kein Bodensatz den Genuss störe; dann mag kommen, was will. Aber mit dem dumpfen Vorsichhinbrüten vergeht nur kostbare Zeit.

Eine derartige „Einstimmung“ führt sowohl in den Gedankengang des Gedichtes ein, wie sie andererseits verhindert, irgend ein dichterisches Gebilde erhabenen, d. h. des Oden-Stiles hinter dem Carmen zu suchen. Keineswegs soll aber dadurch die Möglichkeit ausgeschlossen werden, hinter diesem leichten, aber durchaus nicht leichtsinnigen Dichtwerk einen tieferen Sinn zu suchen und zu finden. Das „Carpe diem“ hat tatsächlich einen tieferen Sinn: Die Vergangenheit ist vorbei, an ihr ändern wir nichts mehr. Und die Zukunft ist verschlossen, ruht in des Schöpfers Hand; was aus ihr kommen soll, wissen wir nicht; nicht einmal, ob nicht dieser Tag der letzte unseres Erdenwandels. Wir haben doch stets nur den einen Tag, die eine Stunde nur, in der wir leben. Sie zu nützen, mit Werten zu erfüllen, mit Schätzen — nicht von dieser Welt — zu beladen, das ist unsere Aufgabe, unsere Deutung des „Carpe diem“. Liegt sie Horaz ganz fern? Dem Sänger der Römer-Oden, des carmen saeculare? Haben nicht auch die weiland Hofnarren einst ihre Weisheit in schalkhafte Worte gekleidet?

Freilich, die „moralische Anwendung“ darf das ganze scherzhafte Spiel nicht übertönen. Und damit es doch wieder in seiner ganzen Zartheit und Schalkhaftigkeit in Erinnerung komme, mag man — nach geleisteter Uebersetzungs- und Interpretationsarbeit — eine deutsche Uebersetzung vorlesen. Ist diese des Lehrers eigene Arbeit, also ganz erwachsen aus dem Geiste, in dem und aus dem er die „Ode“ gedeutet hat, oder die eines poetisch veranlagten Schülers, so hat sie den Vorteil, dem Klassenerlebnis adaequater zu sein, auch wenn sie diesen oder jenen „Fehler“ aufwiese. Zur Zeit wenigstens, da wir das Gymnasium besuchten, gab es manchmal einen horazischen Sängerkrieg in der Klasse, und die vom Lehrer gegebene Kritik der einzelnen Uebersetzungsversuche führte uns vielleicht noch sicherer in das gelesene Carmen ein als die vorausgegangene Uebersetzungsarbeit.

Wer dergleichen aber nicht wagt oder wagen will, dem möchte ich gerne eine eigene Uebersetzung unseres Gedichtes zum Angebinde machen. Vielleicht, dass sie für das Verständnis des Originals — trotz einer gewissen, nicht nur formalen Modernisierung — einiges beiträgt. Sie lautet:

Frag' nicht, Närrchen, —

Wirst es nicht erfragen —

Wann sie dir und mir
 Draussen auf dem Friedhof richten
 Düst're Grabeszier;
 Sollst mit deinen ew'gen Klagen
 Auch kein Traumbuch plagen.

Ist's doch besser,
 Ruhig abzuwarten,
 Was da kommen wird,
 Ob sie noch in diesem Winter.
 Der am Fenster klirrt,
 Oder erst in fernen Tagen
 Uns zu Grabe tragen.

Sei vernünftig, Kleine, —
 Komm', stoss an mit mir —
 Diese kurze Stunde
 Wollen nützen wir.
 Während wir da reden,
 Schnell die Zeit verrinnt;
 Heute woll'n wir leben —
 Ob wir morgen sind,
 Frag' den Wind!

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich

P. Gall Heer, O.S.B., Engelberg.

Am 18. August letzthin jährte sich zum 100. Male der Geburtstag Franz Josephs, des Herrschers, mit dessen Persönlichkeit während nahezu sieben Jahrzehnten die Geschicke des ältesten Kaiserreiches und eines gewaltigen Millionenreiches aufs engste verknüpft waren. Allenthalben wurde bei diesem Anlass die Erinnerung an den alten Kaiser wachgerufen; viele sangen in den höchsten Tönen sein Lob, andere zogen sein Andenken in Staub und Kot. Wer auf diese mit dem Pinsel der Parteiliebe gezeichneten Bilder angewiesen ist, kann sich unmöglich eine wahre Vorstellung von Franz Josephs Charakter und Regierungsweise machen; denn kaum ein anderes Leben ist so sehr durch die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse eines halben Erdteils während fast zwei Menschenaltern bedingt, wie das seinige. Es ist darum zu begrüssen, dass eine kompetente und sachliche Feder uns ein Lebensbild des „letzten europäischen Monarchen der alten Schule“ geschenkt hat, das uns, ungetrübt durch politische Tendenzen, als „zuverlässiger Führer dienen kann.“*) Der Verfasser ist sich wohl bewusst, dass, wer Franz Joseph verstehen und ihm gerecht werden will, ihn aus seiner Zeit und seiner Umwelt verstehen muss, dass diese Kaiserbiographie soviel bedeutet wie beinahe ein Jahrhundert österreichischer Geschichte.

Mit gründlicher Beherrschung des weitschichtigen Stoffes führt uns Redlich ins räumlich-zeitliche Milieu der Jugendjahre Franz Josephs ein, jene patriarchalisch konventionelle Biedermeierzeit, die mit ehrfürchtiger Bewunderung den ersten Eisenbahnzügen nachstaunte, die an Frondienst und Hörigkeit Tausender von Volksgenossen noch so gewohnt war wie wir heutige an die moderne Sklaverei der Grossindustrie, die selber jedoch in ihren behäbigen Bürgerhäusern ein gemütliches, geistig nicht allzu hochstehendes gesellschaftliches Leben führte und bei Tieckschen Novellen, bei Zach. Wernerschen Dramen und Schubertliedern sich über die Not der Zeit hinwegtäuschte. Auf dem uralten Kaiserthron wachte ja ein biederer Landesvater nach den geheiligten Grundsätzen

eines unantastbaren Absolutismus, und über dem vom kaiserlichen Adler befreiten Europa hielt die hl. Allianz ihre schützenden Arme ausgebreitet, geführt von Metternich, dem „Kutscher Europas“, der jede Regung einer freiheitlichen Reaktion im Keime zu ersticken wusste. In dieser kleinbürgerlichen Atmosphäre wuchs der kleine Erzherzog „Franz“ heran, der Sohn eines unbedeutenden Vaters, des Erzherzogs Franz Karl, und einer geistig hochstehenden, doch selbstbewussten und ehrgeizigen Mutter, der Erzherzogin Sophie aus Wittelsbacher Geschlecht. Sie, der „einzige Mann am Hofe“, war es, die dem künftigen Beherrscher der so heterogenen Donaumonarchie eine sorgfältige häusliche Erziehung gab, ihn zur Erlernung der zahlreichen Landessprachen anhielt, ihn auf Reisen bleibende Eindrücke sammeln liess und nicht zuletzt für eine, im Kaiserhaus bisher unbekannte, gründliche militärische Ausbildung besorgt war. Dass mit dieser nicht auch eine tiefere wissenschaftliche Vorbereitung, zumal auf geschichtlichem Gebiet, Schritt hielt, sollte sich in der innern wie äussern Politik des spätern Kaisers oft bitter rächen.

Franz Josephs Erziehung war übrigens noch keineswegs abgeschlossen, als im März 1848 die Revolution mit eiserner Faust an die uralten Tore des Habsburgerreiches dröhnte und mit einem Schlag der Thronfolger in des Lebens harte Wirklichkeit versetzt wurde. In unmittelbarer Nähe erlebte er den Sturz des allmächtigen Metternich und den Zusammenbruch seines altersmorschen Regierungssystems mit der Abdankung des für den fast schwachsinnigen Ferdinand eingesetzten Triumvirats; im Mai dieses Jahres hatte er in Italien an der Seite des erprobten Radetzky zum ersten Mal Blut gesehen und seine persönliche Tapferkeit bewiesen. All das, schliesslich die Uebersiedelung des Hofes nach Olmütz, die Abdankung Ferdinands und seine eigene Thronerhebung vermochten bei der Fröhlichkeit des 18-Jährigen einen Grundzug tiefen Ernstes über sein ganzes Leben auszubreiten. Mitten in ein gewaltiges Chaos gestellt, an die Spitze eines bunten Gemisches von einem Dutzend Nationalitäten, schenkte der kaiserliche Jüngling sein Vertrauen dem Fürsten Felix Schwarzenberg, der von dem energischen Retter der Dynastie und des Hofes, Windischgrätz, als Ministerpräsident empfohlen war. Aber dieser „erste moderne Gewaltpolitiker in Mitteleuropa“ wurde zum Unglück für Kaiser und Reich; ebenso gewissenlos wie diplomatisch gewandt, hat er die Schwelle von Franz Josephs langer Herrscherzeit mit einer Lüge gezeichnet, indem er in Olmütz ein ausdrückliches Bekenntnis des jungen Herrschers zur Konstitution proklamierte, ohne dass dieser die Absicht hatte, ein so schwerwiegendes Versprechen je zu halten. Es scheint indes zu gewagt, mit Redlich das Dichterwort von der „bösen Tat, die fortreizend Böses muss gebären“ auf diesen Fall anzuwenden und all die Schicksalsschläge und Missgriffe des Kaisers aus dieser, als solcher sicher nicht empfundenen, Jugendsünde zu erklären. Die ersten Regierungsakte Franz Josephs verraten immerhin den Geist des fürstlichen Lehrers. Schon im März 1849 erfolgte die Auflösung des Reichstages, der eben die versprochene Verfassung fertiggestellt hatte, und die Verkündung einer neuen, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit von Schwarzenberg entworfenen Konstitution; auch Ungarn verlor damit seine ein Jahr zuvor gewährte Verfassung. Damit sollte der versteckte, allmähliche Uebergang von der feierlich proklamierten konstitutionellen Monarchie zurück zum Absolutismus eingeleitet werden. Nach blutiger Niederwerfung des Ungarnaufstandes mit Hilfe der Russen wurde 1851 auch diese Verfassung verabschiedet, und auf Betreiben Kübecks, dieses „pedantischen Vertreters der alten österreichischen Staatskunst“, erklärte der Kaiser im sogen. Silvesterpatent des gleichen Jahres, über Schwarzenberg hinweg, nun völlig autokratisch herrschen zu wollen. Kraft dieser „Re-

*) Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Eine Biographie von Joseph Redlich. 1929. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 490 S. Grossoktav mit 24 Illustrationen und 13 Faksimiles. Gb. M. 17.50, Br. M. 15.—.

volution von oben" verzichtete Franz Joseph auf einen Ministerpräsidenten, um während neun Jahren die ungeheure Last der Verantwortung ganz allein zu tragen. Dass er zu dieser unkonservativen, in der Habsburgergeschichte völlig neuen Autokratie sich verstand, erklärt sich aus seiner fast rein militärischen Umgebung beim Hofe. Der langjährige Generaladjutant, Graf Grüne, wusste seine Abneigung gegen Bürgertum und Gelehrte, als die Träger der Errungenschaften von 1848, auf den Kaiser zu übertragen, wie er überhaupt auf diesen den nachhaltigsten Einfluss ausübte. Diesen als Opfer einer Günstlingsherrschaft zu betrachten, würde indes nicht angehen; dafür war er viel zu sehr Monarch, viel zu unpersönlich. Aber es fehlte ihm die glückliche Hand in der Auswahl seiner politischen und militärischen Ratgeber. In den meisten Fällen blieb ihm der Wert einer Persönlichkeit verborgen, und ausgesprochene Individualitäten ertrug seine Herrschernatur überhaupt nicht. Wie Buol-Schauenstein und Rechberg, wie Taaffe und der durch seine Sprachverordnungen „berühmte“ Badeni zeigen, war kaum ein Staatsmann seiner Aufgabe gewachsen. So vermochte der Kaiser dem genialen Todfeind des von Oesterreich geführten Grossdeutschland, Fürst Otto von Bismarck, „dieser persönlichen Verkörperung des Schicksals Franz Josephs“, keinen ebenbürtigen Diplomaten entgegenzustellen. Hatte schon die schwächliche Unentschiedenheit im Krimkrieg (1854—56) diesen Mangel an tüchtigen Beratern, und der unglückliche Feldzug in Italien einen solchen an erprobten Heerführern aufgedeckt, so wurde dieser Mangel zum eigentlichen Verhängnis, als der Kaiser 1867 die von ihm geplante Bundesreform auf dem Fürstentag in Frankfurt scheitern sehen musste, als er 1864 im dänischen Krieg mit der Erwerbung Holsteins nur einen Zankapfel zwischen sich und dem verbündeten Preussen gewann und schliesslich 1866, nach dem Unglück bei Sadowa, den Traum seiner Jugend, all seine glänzenden Grossmachtpläne begraben musste. Redlich macht indes die treffliche Bemerkung, dass nicht das katholische Credo der Männer um Franz Joseph, wie man oft behauptet hat, vor Bismarck kapitulierte, sondern eine gewisse im „System“ liegende Rückständigkeit gegenüber den Winkelzügen des spätern „eisernen“ Kanzlers. Er glaubt sogar, der Kaiser hätte über diesen doch noch gesiegt, „wenn ein Habsburger jemals hätte liberal sein können.“ Immerhin, Franz Joseph hatte nach einem Jahrzehnt voll Enttäuschungen doch gelernt; er begann die politischen Parteien und ihre Führer genauer zu studieren; aus dem kleinlichen Verwaltungsbeamten wurde er zum zielbewussten Staatsmann. Als der Verlust der Lombardei und ein drohender Aufstand der Ungarn Schlimmes befürchten liessen, verzichtete er 1860 auf seine Autokratie durch Erlass eines Reichsverfassungsgesetzes, das im folgenden Februar durch die Schmerling'sche Verfassung noch erweitert wurde. 1867 endlich löste der Kaiser Ungarn vom Gesamtverband und gliederte es als selbständiges Königreich in die Personalunion der „Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie“ ein. Damit nahmen die überaus schwer zu behandelnden Länder der Stephanskronen eine Sonderentwicklung, die den Keim des Zerfalls für das Ganze bereits in sich trug. Denn die deutschen und slawischen Elemente im Westen verlangten Rücksicht auch auf ihre Eigenart, und da sie diese nicht erreichten, wurden sie dem Träger der Stephanskronen immer mehr entfremdet. Die unheilvollen Parteikämpfe, bei denen der „furor teutonicus“ nicht weniger beschämend sich auswirkte als die Wut der Slawen, haben die Zersplitterung des gewaltigen Staatesgefüges nur zu gründlich vorbereitet. Dass Franz Joseph durch Bevorzugung der Ungarn den Grund dazu legte, erklärt sich nur aus allerdings einseitigen Nützlichkeitsbetrachtungen, vielleicht auch aus gewisser Furcht vor den Magyaren. Dieses

jahrelange unentschiedene Stehen zwischen den Parteien lässt aber einen grossen Geist vermissen, wie auch die Gunst des Glückes ihm versagt blieb. Der Kaiser litt oft unter dem Gefühl dieser Misserfolge in der Innen- und Aussenpolitik. Den Schlüssel dazu hat er zum Teil selbst erkannt, wenn er den Ausspruch tat: „Ich bin eben ein Pechvogel!“ (Schluss folgt.)

Zur Phonetik im Unterricht der alten Sprachen

Die „Richtlinien“ urteilen hierüber: „In der Aussprache ist natürlich nur eine schwache Annäherung an die originale zu erreichen und völlige Einheitlichkeit aus den verschiedensten Gründen nicht zu erzielen“ (Seite 197). Dennoch suchen sie dem herrschenden Durcheinander durch eine Reihe bestimmter Vorschriften abzuwehren. Soweit letztere sich aufs Griechische beziehen, können und sollten wir ihnen unbedenklich beipflichten. Sie umfassen 6 Punkte: 1. *ai* wie das 'ei' der Bühnenaussprache (Leib); *ei* wie 'e' mit nachklingendem 'i'. — 2. *η* wie 'ä'. — 3. *ζ* wie 'd' mit stimmhaftem 's' (ds). — 4. *q*, wenn ohne Schwierigkeit möglich, als Zungenspitzenlaut. — 5. Anlautendes *σ* stimmlos. — 6. Beachtung der Quantitäten (auch der einfachen und Doppelkonsonanz, z. B. *νόμος*, *δμ-μα* und der Längen von *ā*, *ī*, *ū*).

Schwieriger wird die Sache im Lateinischen. Die „Richtlinien“ stellen hier folgende Einheitsvorschriften auf (a. a. O.): 1. 'c' wie 'k'. — 2. 'r', wenn ohne Schwierigkeit möglich, als Zungenspitzenlaut. — 3. Anlautendes 's' stimmlos. — 4. 't' immer als Verschlusslaut, also auch vor 'i' wie 't'. — 5. Beachtung der Quantitäten, soweit sie wissenschaftlich festgestellt sind (auch der Doppelkonsonanz und der Vokale in offenen kurzen und geschlossenen langen Silben. Beim Lesen von Versen ist auslautender Vokal und auslautender Vokal + m nicht ganz zu unterdrücken (durch Vokalverschmelzung).

Das Lateinische kennt also, um gleich den letztgenannten Punkt vorwegzunehmen, im Gegensatz zum Griechischen keine eigentliche Elision, d. h. Ausstossung des Endvokals vor anlautendem Vokal, sondern nur *Synalöphe*, Vokalverschmelzung. Beweis dafür sind die beidsprachigen Inschriften: Im Griechischen finden wir die Ausstossung vielfach auch durch das graphische Bild bewiesen, im Lateinischen nie. Die altlateinische Poesie misst sodann die Silbe vor auslautendem 'm' häufig noch voll (*militum octo*), neben der andern Behandlung (*milit(um)octo*). Auch würde der lateinische Vers bei regelrechter Elision oft direkt unverständlich, weil der Verschmelzungsprozess nicht nur kurze Vokale erfasst, sondern überhaupt alle Vokale im Auslaut und die Silbe vor auslautendem 'm', oft sogar ganze Wörter (*haec d(um) agit ecce*). Da man sich aber gewöhnt hat, beim Sprechen einfach zu elidieren (wohl infolge der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, den alten Schmelzlaut, besonders bei Silben Vokal + m, genau wiederzugeben), wird meist auch die falsche Bezeichnung angewendet, was u. E. zu vermeiden ist. — Dass die Ausstossung des 'e' in der Kopula 'est' mit Elision nichts zu tun hat, sondern eine rein enklitische Erscheinung ist, sei nur nebenher erwähnt.

Viel wichtiger ist die Frage der *Assibilierung* des 'c' und 't'. So sehr es geschichtlich feststeht, dass lateinisches 'c' bis tief ins 6. Jahrhundert hinein allgemein als 'k' gesprochen und dass die Verzischung des 't' vor hellen 'vokalen erst um 300 herum eingesetzt hat, können wir uns mit dem Verlangen der „Richtlinien“, zur alten Aussprache zurückzukehren, doch nicht befreundet. Die Forderung, die lateinischen Texte so zu lesen, wie sie zur Zeit ihrer Abfassung gesprochen worden, würde zunächst zu der komischen *Doppelspurigkeit* führen, dass wir das mittelalterliche Latein anders lesen müssten als das an-

tike. Auch der Ruf nach Uniformierung kann uns umso weniger überzeugen, als die *Romanen* sowohl wie die *kirchlichen Kreise* sich kaum je zu der preussischen Reформаussprache bekehren werden; sollte sich die Vereinheitlichung aber nur auf das deutsche Sprachgebiet beziehen, dann musste sie nicht erst geschaffen werden: sie war ja mit der allgemein herrschenden Assibilierung gegeben. Aber das Postulat der *Wissenschaftlichkeit*? Wir glauben nicht, dass man unter diesem Titel von uns verlangen kann, das Produkt einer natürlichen sprachphysiologischen Entwicklung aufzugeben, einen gesetzlich gewordenen Zustand künstlich zurückzuschrauben, zumal es sich eigentlich um etwas Unwesentliches handelt und den angeblichen Vorteilen eine Reihe realer Nachteile gegenüberstehen. Wenn das Latein für uns Deutsche noch nicht vollends zur „toten“ Sprache geworden ist, dann hat gerade auch die Assibilierung ein wirkliches Verdienst daran, denn sie gibt uns den Schlüssel zum Verständnis einer grossen Reihe von *Fremdwörtern*, die wiederum ein wertvolles Hilfsmittel zur Erlernung der lateinischen Vokabeln bilden. Wohin uns die Abschaffung der Zischlaute führen würde, zeigt der drastische Spruch, den wir unlängst in einer Zeitschrift gelesen: „Käsar und Kikero gingen in den Kirkus, Käsar im Kilinder, Kikero in Kivil“. Was die *Lehnwörter* betrifft, so weisen nur ganz wenige auf den ursprünglichen k-laut hin, wie Kiste, Keller, Kirsche; die Grosszahl wurde in unsern Wortschatz aufgenommen, als die Verzischung bereits herrschend war (so Zelle, Zins, Zirkel, Zingeln, Zimmt, Zeder, Zisterne, Zement, Zentner usw.). Auch für die Erlernung der *romanischen Fremdsprachen* ist die Assibilierung ungleich förderlicher als die Gutturalisierung. Was würde endlich unser gutes katholisches Volk sagen, wenn der Priester in der *hl. Liturgie* plötzlich singen würde: „Pater noster, qui es in koe-lis, sanctifiketur nomen tuum“ etc.? Gegen diese wichtigen Bedenken kommen auch die *ästhetischen* Gründe der Reformer: Bessere Hervorhebung des Stabreims im lateinischen Vers und das reinere Hervortreten des kraftvollen lateinischen Sprachcharakters nicht auf. Wir dürfen daher mit vollem Recht dem Grundsatz: *Consuetudo est altera lex* folgen und bei der bisherigen Gepflogenheit bleiben.

Ganz einig gehen wir indessen mit den „Richtlinien“ in ihrer Wertlegung auf *möglichste Beachtung der Quantitäten*. Dieselbe ist einmal ein unerlässliches Erfordernis zur korrekten und fließenden Verslektüre. Können wir es dem Schüler, der keine Ahnung hat von Längen und Kürzen, verargen, wenn er beim Lesen unaufhörlich stolpert und schliesslich von der vielgepriesenen Schönheit des poetischen Sprachgebildes nichts mehr verspüren will? Ferner: Sollen Schüler, die von auswärts mit ordentlicher Kenntnis der Quantitäten an unsere Gymnasien kommen, hier nach kurzer Zeit wegen schlechter Aussprache des Lehrers und der Kameraden das Gelernte wieder verlieren oder gar durch den Spott der andern gezwungen werden, der falschen Phonetik sich anzupassen? Heisst das nicht, die jungen Leute geistig maltrahieren? Schliesslich wirft die Beachtung der Quantitäten Lehrer und Schülern für das bessere Verständnis der Sprache weit mehr ab, als auf den ersten Blick angenommen wird.

Es gibt übrigens zu deren Einprägung eine Reihe von Hilfsmitteln. Ich nenne einmal die *griechischen Parallelformen*; man vergleiche *μέτρον* neben *μέτρον*, aber *sceptrum* neben *οὐρανός*. Dann die *romanischen Sprachen*: *Villa* wird zu *ville*, *illa* zu *elle*. Weiter die *Analogie*: *noster* ist kurz, sonst hätte *voster* sich nicht in *vester* verwandeln können. Die Kürze in den Stammsilben von *facio*, *manus*, *cado* lässt sich erschliessen aus den *Kompositen* *conficio*, *eminus*, *incido*. Die *Wortgeschichte* sodann erklärt uns die Längen von *hoc* (aus *hodge*), *duc* (aus *duce*), *unus* (aus *oinos*), *servos* (aus *servons*) etc., die *Ety-*

mologie jene von *prorsus* (aus *proversus*), *contio* (aus *coventio*) usw. Dass die *Konjugationssilben* auf -s lang, jene auf -m und -t dagegen kurz sind, wird sich der Schüler rein mechanisch einprägen können, ebenso *gewisse Lautfolgen*, die den vorhergehenden Vokal längen, vor allem „ns“, „nf“, „nct“, also *mens*, *fons*, *consul*, *infelix*, *insula*, *iunctus*, *sanctus*. Die Quantität der *Deklinationsendungen* findet der Schüler im prosodischen Anhang seiner Dichterausgaben und in jedem ordentlichen Paradigma. Besonders einzuprägen ist auch, dass die sog. *Positionslänge* nur *Ersatz* ist für eine wirkliche Länge, die Qualität des Vokals selber aber in keiner Weise beeinflusst. An Einzelheiten sei dieser ganz eklektischen Zusammenstellung nur noch beigelegt, dass wir die Lautfolge „gn“ ruhig wie bisher, d. h. ohne Nasalisierung aussprechen dürfen (also nicht *lingnum*); selbst die „Richtlinien“ verlangen da keine Aenderung, in der richtigen Auffassung, dass die lateinische Phonetik unsern Jungen nicht noch neue Lautschwierigkeiten bringen soll. Dagegen ist festzustellen, dass das lateinische unsilbige „u“ nichts mit unserm „v“ (sprich „f“) oder „w“ zu tun hat, sondern als Halbvokal zu sprechen ist (also *vinum* wie heute noch englisch *wine*). Dass der Lateinlehrer von Anfang an auf *stimmloses s* und *aspirationslose Tenuis* dringt, wird ihm der Lehrer des Französischen und Italienischen dankbar vermerken.

Unser *deutsches Betonungs-Gesetz*: „Offene Silbe, kurze Aussprache, geschlossene Silbe, offene Aussprache“ wird im Lateinischen für die Tonsilbe zur Formel: „Kurzer Vokal, offene Aussprache, langer Vokal, geschlossene Aussprache“. Damit kann aber der Schüler erst etwas anfangen, wenn er sich in den Quantitäten einigermaßen auskennt.

Wir fassen zusammen: Erhöhte Beachtung der lateinischen Orthoepie ist dringend nötig, mag auch der Fortschritt nur langsam und schrittweise nach aussen zutage treten. Die *Lehrer der untern Klassen* haben hier ein ideales Feld für ihren guten Willen und edlen Wettstreit. Für den Anfänger unter den Schülern bietet die Erlernung der richtigen Aussprache wesentlich nicht mehr Schwierigkeiten als das Gegenteil. Umgekehrt kann eine einmal eingebürgerte falsche Aussprache in den obern Klassen ohne viel Aerger und Zeitverlust nicht mehr ausgerottet werden.

Literatur: Breuer, *Kleine Phonetik des Lateinischen*, mit Ausblicken auf den Lautbestand alter u. neuer Tochtersprachen. Trewendt & Granier, Breslau 1925. — Rötter *Die Aussprache des Lateinischen*. Gebr. Steffen, Limburg a. L. 1925. — Marx, *Hilfsmittel für die Aussprache der lateinischen Vokale in positionslangen Silben*. Weidmann 1901. — Auch die *Historische Lautlehre* von Niedermann bringt zu unserm Kapitel eine Reihe ausgezeichnete Bemerkungen. R. L.

Häkchen (Apostroph)

Es hat nur da seine Berechtigung, wo ein Laut ausgefallen ist, z. B. sei's drum, ich hab's gewagt, 's ist gut (nicht, wie man oft liest: S'ist gut). Aber es heisst: er geht ins Haus, nicht in's Haus; folgerichtig müsste es ja sonst heissen: in Hause sein, für in dem Hause, zu'r Schule, zu'm besten usw. In „Halle'sche Zeitung“ ist nichts ausgelassen ebenso wenig in Schiller's Werken. Es heisst richtig: Hallesche Zeitung, Schillers Werke. Wie man sagt, schwedische Streichhölzer, höllisch warm, so auch Goethische (oder Goethesche) Gedichte, Hallesche (oder Hallesche) Zeitung. . . .

(Aus „Schlechtes Deutsch“. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. Von Dr. E. Wasserzieher. 5. verb. Aufl. (16.-18. Tausend), besorgt von Prof. Dr. P. Herthum. Berlin und Bonn 1931. Ferd. Dummlers Verlag. Kart. M. 1.50. — Das ausgezeichnete Büchlein, das sich auch zur Anschaffung für unsere Klassenbüchereien eignet, sei bestens empfohlen). R. L.

Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht (Goethe).

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTFÜHRUNG: DR. P. ROBERT LÖHNER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Zu Vergils Weihnachtslied - Kaiser Franz Joseph von Oesterreich - Eine messianische Stelle - Langobarden - Berlin - Bücherecke.

Zu Vergils Weihnachtslied

Von Dr. P. Karl Schmid, O.S.B., Engelberg

In der Weihnachtsnummer des Vergiljahres scheinen einige Gedanken berechtigt zum berühmtesten Lied des lateinischen Homer, das ihm neben der pietas und gravitas seines Charakters gerade in christlichen Kreisen viel Ansehen erworben hat.

Th. Haecker schreibt im Aprilheft des „Hochland“ (1930, S. 19 f.): „Das Mittelalter hat diese Verse ohne jedes Zaudern auf die Geburt des Heilandes bezogen, auf ein Factum ‚teste David cum Sibylla‘, bezeugt von der Offenbarung und dem Mythos, denn Vergil hat hier einen *uralten* Stoff verarbeitet. Nachdem lange Zeit die subalterne Meinung unter den Philologen geherrscht hatte, der erhabene Dichter habe seine erhabenen Worte nur als Schmeichelgedicht gemeint auf irgendeinen Sohn eines römischen Konsuls mit dem Namen Pollio, sind heute die besseren Philologen zurückgekehrt zu der Unausweichlichkeit, dass hier der Gegenstand grösser war als der grösste Dichter selber, dass er mythisch war, dass der Dichter die Freiheit seiner kleinen Einbildungskraft geopfert hat, sie gebunden hat an das gebundene Sein des Mythischen als der im Dämmerlicht erahnten Geschichte der ganzen Menschheit“.

Den Spuren dieses Mythos ist Professor Norden, Berlin, im letzten Januarheft der „Wiener Blätter“ etwas nachgegangen („Die Geburt des Kindes, eine geschichtliche Weihnachtsbetrachtung“, S. 86 ff.). Er wendet sich vor allem nach Alexandrien, dem damaligen Sammelpunkt aller geistigen Strömungen. Nach Darlegungen über die dortige Aions- (6. Januar) und Heliosfeier (25. Dez.) und liturgiegeschichtlich interessanten Notizen über die Entstehung des letzteren Festdatums kommt er zur Frage: „Wen mag der Dichter mit dem Kinde des Heiles meinen? ... Noch zu Lebzeiten des Dichters und bald hinterher meldeten sich Prätendenten. Aber an ihren Ruhm haben sie nur selbst geglaubt, und sie konnten ihn nicht durch ihre Taten erhärten. ... Ueberhaupt ist das Suchen nach einem menschlichen Vater vergeblich. Das Vergilische Kind trägt den Stempel übernatürlichen Ursprungs. ... Welches gewöhnliche Menschenkind wäre je so angeredet. ‚Lieber Spross der Götter, Jupiters grosser Zuwachs?‘ Im Augenblick seiner Geburt lächelt es seiner Mutter zu. Das gilt dem Altertum als ein Vorrecht von Wunderkindern; schon die antiken Physiologen haben beobachtet, und die modernen haben es bestätigt, dass das Lächeln auf dem kindlichen Gesichte frühestens am vierzigsten Tage nach der Geburt erscheine. Zum Jüngling herangereift wird der Gepriesene in den Himmelsaal eingeführt, inmitten der Versammlung der seligen Götter und Heroen erfolgt seine Inthronisation als Weltherrscher, er schmaust an der göttlichen Festtafel und erhält eine Göttin zur Braut. Alle diese Züge weisen auf ein Kind göttlichen Samens: die Mutter eine Sterbliche, aber ein Gott hat sie mit seiner Liebe begnadet und über alle sterblichen Frauen erhöht. Wem fiel da nicht die evangelische Geburtslegende ein?“ (S. 89 f.).

Norden geht dann den mythologischen Spuren der Jungfrauengeburt und der wunderbaren göttlichen Zeugung nach und findet ebenfalls in Aegypten ein gewisses

Gegenstück zu Js. 7: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen,“ und zu dessen Erfüllung in Luc. 1. So kommt er zum Ergebnis: „Der ägyptische Priester und der israelitische Prophet und der christliche Evangelist: sie alle, getrennt durch Klüfte der Zeiten und Welten des Denkens, sind doch jeder in seiner Art Träger der Heilandsidee gewesen, die sich an die Geburt eines göttlichen Kindes knüpfte, eines Kindes, das berufen sein sollte, ein neues Weltzeitalter heraufzuführen und die in Not geratene, in Sünden verstrickte, dem Tode verfallene Menschheit zu erlösen. Wir beugen ehrfürchtig unser Haupt vor einer durch ihre zeitliche Dauer und ihre religiöse Schöpferkraft fast überwältigenden Tradition.“ (S. 92).

So weit Norden. Weiter kann er nicht gehen, heller, tiefer kann er nicht sehen. Das verbietet ihm sein Standpunkt, weil man „seit dem Erwachen historischer Betrachtungsweise den frommen Glauben einer ‚Offenbarung Gottes an die Heiden‘ durch ein verstandesmässiges Problem ersetzt“ hat. (S. 87).

Gewiss, ein Problem liegt vor, und es besteht wirklich darin, das Verhältnis zwischen Vergils 4. Ekloge mit ihren mythologischen Hintergründen und dem Weihnachtsevangelium mit seinen alttestamentlichen Voraussetzungen geschichtlich klarzustellen.

Nun ist es aber für eine wirklich unvoreingenommene Forschung nicht angängig, zum voraus zu behaupten, es habe das verstandesmässige Problem den frommen Glauben an eine Offenbarung Gottes an die Heiden ersetzt. Denn das Verhältnis der Ergebnisse dieser Forschung zum Glauben an die Offenbarung kann sich erst am Ende der Untersuchung aus dieser selbst ergeben. Es ist darum auch für den ungläubigen, aber wahrhaft objektiven Forschungsstandpunkt a priori ebenso gut möglich, dass die Ergebnisse den Glauben stützen und erhärten, als dass sie ihn „ersetzen“. Es darf daher nicht eine der möglichen Lösungen und dazu noch die negative, einfach vorausgesetzt und zur Basis der ganzen Untersuchung gemacht werden. So wird die ganze, angeblich voraussetzungslose Untersuchung ein ordinärer Kreisschluss.

Ebensowenig darf Norden jene andere unbewiesene Voraussetzung machen, die evangelische Botschaft mit ihren alttestamentlichen Vorläufern sei eine „Weihnachtslegende“, den übrigen mythologischen Berichten wesentlich gleichgeartet. Freilich wird das in weiten Kreisen mit absoluter Selbstverständlichkeit praktiziert. Allein, ist es schon an sich logisch unberechtigt, so geht es heute umso weniger an, nachdem das Evangelium bereits durch zwei Jahrtausende den Anspruch erhebt, mehr zu sein als Mythos und Legende, und dieses sein einzigartiges Herausreten aus der Reihe der religiösen Ueberlieferungen historisch beweist und durch seine Wirkungen in der Gegenwart erhärtet.

Vergils Ekloge und das Weihnachtsevangelium stehen daher an den Mündungen zweier Ströme, die parallel durch die Jahrhunderte u. Jahrtausende fliessen, beide den gläubig religiösen Sinn der Menschheit stets befruchtend und nährend, von einander aber in ausgesprochener Eigenart verschieden. Der Strom des Mythos fliesst im Bett

rein menschlicher Ueberlieferung und erfährt im Laufe der Zeiten vielfache Verzweigungen unter den verschiedensten Völkern und damit in sich selbst die mannigfachsten Umgestaltungen und Trübungen. Der Strom der Gottesoffenbarung dagegen findet in den inspirierten Sehern des alten Bundes Hüter und Deuter, die ihn verstehen und ihn mit übernatürlichem Beistand in den geschriebenen und ungeschriebenen religiösen Urtraditionen des auserwählten Gottesvolkes rein bewahren und immer reicher und klarer fließen lassen, bis er in der Fülle der Zeiten auch die Fülle seiner inneren Wahrheit und Klarheit erreicht, im Momente, wo seine Verheissungen Erfüllung und Wirklichkeit werden.

Diesem in der Bibel klar und sicher gefassten Strom religiöser Ueberlieferungen müssen wir daher auch bei bloss historischer Forschung folgen, wenn wir aufwärts schreitend eine Erklärung suchen für das historische Problem der auffallend starken inhaltlichen Uebereinstimmung beider, „nicht nur in ihrer Grundidee — Erneuerung der sündigen Menschheit durch die Geburt eines sündenfreien Kindes — sondern auch in manchen Einzelgedanken u. Wortformulierungen“ (Norden a. a. O. S. 87) Und dann finden wir beim Vordringen bis ins Quellgebiet als Erklärung die Tatsache, dass die beiden Ströme dem nämlichen Quellgrund entstammen, der göttlichen Offenbarung an die Stammeltern der ganzen Menschheit, und wir finden die erste, gerade in ihrer Schlichtheit erhabene Fassung der gemeinsamen Ideen von David und der Sibylle, von Vergil und Lukas im *Protoevangelium*: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Sie (nach dem Hebräischen „Er“, der Weibessame selbst) wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer (seiner) Ferse nachstellen“ (Gen. 3. 15).

Damit wollen wir keineswegs behaupten, es lasse sich z. B. in Vergils Lied genau die Kernsubstanz der Elemente der Uroffenbarung und eventuell anderer Offenbarungseinflüsse klar nachweisen und mit Sicherheit scheiden vom Rankenwerk, das die menschliche Ueberlieferung im Laufe der Jahrhunderte darum gewunden, noch auch ist uns die Ekloge für sich schon ein hinlänglicher Beweis für die Existenz einer Uroffenbarung. Wir bescheiden uns vielmehr damit, dass Inhalt und Geist des Liedes aller Wahrscheinlichkeit nach Spuren und Erinnerungen bergen an das, was wir in der Bibel klar und einfach überliefert sehen.

Ebenso wollen wir das Hirtenlied nicht zu einer messianischen Prophetie stempeln im Sinne der alttestamentlichen, die wir als apologetische Beweise dafür verwenden, dass Jesus von Nazareth der göttliche Heiland der Welt sei. Vielmehr wollen wir umgekehrt bloss, aber auch wirklich behaupten, dass Vergils tiefster Gesang dann erst seinen Vollsinn offenbart, wenn das helle Licht der heiligen Nacht in seine Tiefen dringt.

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich

P. Gall Heer, O.S.B., Engelberg.

(Schluss.)

Wer vor mehr als 20 Jahren, am 31. August 1909, Kaiser Franz Joseph bei seinem ersten und einzigen Schweizerbesuch am festlich geschmückten Seegestade von Rorschach gesehen, wird dieses Bild nicht so rasch wieder aus dem Gedächtnis verloren haben. Der greise Herrscher betrat damals den Boden unseres Landes nicht, sondern nahm auf dem Schiff die Begrüssung durch Bundesrat Comtesse als Vertreter der Eidgenossenschaft und die schlichte aber eindrucksvolle Huldigung durch eine Gruppe weissgekleideter Mädchen entgegen. Und als der Dampfer den Hafen verliess, da stand der hochbetagte Monarch, vom Alter etwas gebeugt, doch nicht gebrochen, in Feldmarschallsuniform auf der Kommandobrücke, die Rechte

zum militärischen Gruss erhoben; vom Ufer brauste ihm ein tausendfaches, spontanes Lebewohl nach, getragen von den Feierklängen unserer Nationalhymne.

Franz Josef in militärischer Haltung auf der Kommandobrücke — dieses Bild vermag das Leben und Handeln des Kaisers glücklich zu charakterisieren.

Er war vor allem und in allem *Soldat*. Man darf den Ausdruck allerdings nicht im Sinne des glänzenden Heerführers oder des militärischen Organisators nehmen. Mehr als ein wackerer Bataillonskommandant wäre er im praktischen Fall kaum gewesen. Und doch besass er ganz das, was man gemeinhin soldatisches Wesen nennt, in seiner ganzen körperlichen wie geistigen Haltung, seiner militärischen Strenge gegen sich und andere, vor allem in seiner Pflichttreue und Pünktlichkeit. Darum war die Uniform sein Alltagsgewand, darum lebte er ganz für seine Armee, darum ging ihm die Rolle des obersten Kriegsherrn des Reiches so in Fleisch und Blut über, dass er, zumal in jüngeren Jahren, als solcher auch an politische Fragen herantrat. Die Armee war es eben gewesen, die im Sturmjahr 1848 den wankenden Thron des Erzhauses gerettet, nur seine Truppen, so glaubte er, könnten ihm auch den Bestand der Monarchie verbürgen. Gewiss, die neuzeitlichen Aufgaben von Heer und Marine erkannte er nicht, dazu fehlte ihm der Weitblick und die Tiefe der Begabung. Und doch hat er die österreichische Militärmacht zu einem Faktor erhoben, mit dem die europäischen Kabinette jahrzehntelang ernstlich rechneten.

Aber Franz Josef war nicht bloss Soldat auf dem Paradeplatz und in den Büros seiner Militärkanzlei, er war es auch in seinem Arbeitszimmer, im Audienzsaal, in seinen Korrespondenzen. Er lebte eigentlich nur seinen Regierungsgeschäften, und es konnte kein Angestellter im ganzen weiten Reich pflichtbewusster seinem Berufe leben als das Staatsoberhaupt in Wien. Die Tagesordnung, die er bis in sein Alter beibehielt, erinnert geradezu an klösterliche Strenge. Um 4 Uhr erhob er sich von seinem Lager, einem gewöhnlichen, eisernen Feldbett, um nach einem einfachen Frühstück bis zur Mittagszeit sich der Erledigung von Korrespondenzen, der Entgegennahme von Referaten und Empfängen zu widmen. Ein kurzes Mittagmahl, im Arbeitszimmer eingenommen, unterbrach diese Tätigkeit. Erst gegen Abend pflegte der Herrscher zur Hauptmahlzeit im Kreise der Familie sich einzufinden, nachher setzte er sich öfter nochmals an den Arbeitstisch und begab sich schon gegen halb 9 Uhr zur Ruhe. Diese regelmässig eingehaltene Tageseinteilung, zusammen mit der übrigen bürgerlich einfachen Lebensweise, dürfte das Mittel gewesen sein, dem der Kaiser sein hohes Alter bei steter Gesundheit und Rüstigkeit verdankte. Mit dieser strengen Ordnung verband er eine musterhafte Pünktlichkeit und daher auch Zuverlässigkeit in seinen Arbeiten. Alles musste durch seine Hand gehen, wurde mit seinen Bemerkungen versehen und erst nach einlässlicher Prüfung weitergegeben. Entscheidungen, die er zu treffen hatte, legte er stets schriftlich nieder. Darum konnten diese auch immer sicher und bestimmt lauten und die Erledigung rasch und ruhig verbürgen. Das ganze Arbeiten des Herrschers erhielt damit aber auch den Charakter des Mechanischen, Pedantischen, des ausgesprochen Bürokratischen. Von der einmal vorgezeichneten Schablone wich er um kein Haar ab, weder in militärischen Fragen, noch in solchen administrativer oder auch nur privater Natur. Diese Stetigkeit seines Wesens konnte ja nach mancher Richtung ausgleichend und beruhigend wirken, führte aber nur zu leicht zur Ueberschätzung gewisser Formen auf Kosten des geistigen Gehaltes der Arbeit; daraus musste mit der Zeit eine gefährliche Erstarrung folgen, die sich in einer mehr als halbjahrhundertlangen Regierung mit ihren sich geradezu überstürzenden Entwicklungsphasen nur unheilvoll auswirken konnte.

Franz Josef auf der Kommandobrücke — das Bild liesse sich noch weiter durchführen. War ihm doch das ganze Habsburgerreich nur ein imponierender Schiffsriesen, er selber aber der pflichtbewusste Kapitän auf hoher Warte. Solange die Motoren der Zivil- und Militärverwaltung im täglichen Rythmus der Arbeit blieben und das Räderwerk der Staatsmaschine reibungslos ineinandergriff, solange nach dem Rat seiner Umgebung das Ganze ohne jede revolutionäre Störung klappte, gab es für ihn keine Sorgen. In tadelloser Haltung, militärisch kurz und klar gab er seine Befehle und steuerte er seinen Staatskoloss sicher an Klippen und Untiefen vorbei. Des Schiffes Mannschaft und seine Bewohner fühlten sich meist geborgen unter der Obhut ihres Führers, den sie aber nur aus der Ferne kannten als den, allerdings ehrfürchtig verehrten, höchsten Herrn auf der Kommandobrücke.

Diese ganze Art der Regierung gab dem Herrscher das, was sich am besten wohl mit dem Ausdruck des *Unpersönlichen* wiedergeben lässt. Redlich nennt den Kaiser selbst den „unpersönlichsten Monarchen des 19. Jahrhunderts“. Von seiner hochstrebenden Mutter ausgesprochen als Thronfolger erzogen, als Jüngling nach glücklich überstandener Revolution mit Hilfe der Truppen auf den ältesten Herrscherstuhl Europas erhoben und vom Machiavellischüler Schwarzenberg geleitet, fühlte sich Franz Josef voll und ganz als Souverän. Menschliche, man möchte sagen private Individualitäten wurden fast ganz unterdrückt. Er trat, selbst im Kreise seiner nächsten Verwandtschaft, nur als Herrscher auf, so dass sich das bezeichnende Sprichwort bilden konnte: „Wo der Kaiser dabei ist, kann es nie gemütlich sein.“ Er wusste zwar auch ein besorgter Gatte, ein liebender Vater zu sein, doch einen gewissen Nimbus der Unnahbarkeit vermochte er nie abzustreifen. Streng bestand er darauf, dass der Adel der Geburt auch bei allen Gliedern des Kaiserhauses von ihnen selbst wie von ihrer Umgebung gewürdigt werde. Manche von ihnen machten ihm indes durch ihr zügelloses Treiben die Durchführung solcher Grundsätze oft schwer genug. Am meisten fühlte er sich in seiner Würde als Familienhaupt verletzt, wenn, was mehr als einmal vorkam, die Erzherzoge unebenbürtige Ehen eingingen. In dieser Frage gab es für ihn nur schroffste Ablehnung, wie das Thronfolger Franz Ferdinand reichlich erfahren musste.

In Bezug auf das *sittliche Verhalten* hatte sich bekanntlich schon früh eine Franz-Josef-Legende schlimmer Art gebildet, die den Gemahl der Kaiserin Elisabeth zum notorischen Ehebrecher stempelt und das halbe Reich von Kaiserkindern bevölkert sieht. Redlich beschränkt sich in dieser Frage auf gelegentliche Andeutungen, die indes genügen, diese Anklagen gegen den Monarchen als Unrecht darzutun. Sodann lässt gerade die erwähnte unpersönliche, unnahbare Art solche Exzesse einfach als psychologisch undenkbar erscheinen. Mag dieser Volkslegende wie den meisten andern auch ein kleiner wahrer Kern zu Grunde liegen, so dürfte deren Bildung nicht unwahrscheinlich mit dem leichtfertigen Leben mancher kaiserlicher Prinzen in Zusammenhang stehen.

Die *Religiosität* Franz Josefs lag ganz in der Richtung seines Gesamtcharakters. Das starke Gefühl für persönliche Würde, der Soldat wie der Bürokrat steckte schon im kleinen „Franzi“. In ihm hatte sich bereits eine seltene Reife der Selbstbeherrschung und ein Ernst gezeigt, der später immer mehr zu ausgesprochener Nüchternheit, zu sachlicher Klarheit, aber auch zur Abneigung gegen alles Phantasiebetonte in Kunst und Poesie wurde. Ja, Redlich spricht ihm überhaupt höhere intellektuelle Interessen ab. Diese rein auf die Erfahrung seines man möchte sagen aktenschweren Lebens gerichtete Denkweise liess den Kaiser nie zu einer tiefern Erfassung katholischer Lehre und katholischen Lebens kommen. So weittragend der Einfluss der streng kirchlich gesinnten Mutter sonst war, auf die-

sem Gebiet erreichte sie nicht mehr, als jene selbstverständliche, theoretischer Erörterung abholde kath. Gläubigkeit, wie sie dem Durchschnittsösterreicher eigen war und vielfach noch eigen ist. Bezeichnend für diesen Katholizismus mag das Wort des Monarchen sein, das an Kaiser Wilhelm II. vor allem zu rühmen wusste, dass er die Religion über die Konfession stelle.

Zum Schluss sei noch auf einen Zug des alten Kaisers hingewiesen, der schon oft den Gegenstand politischer Diskussionen bildete: seine *Friedensgesinnung*. Sie lässt sich, wenigstens im letzten Jahrzehnt seines Lebens, mehrfach nachweisen. Als 1908 die Annexion von Bosnien die Möglichkeit eines Krieges in nächste Nähe rückte, tat er alles, um einen solchen zu verhindern. Drei Jahre später opferte er diesem Friedenswillen den zum Losschlagen drängenden Leiter des Generalstabes, Conrad von Hötzendorf. Und als nach der furchtbaren Tragödie von Sarajewo die Frage nach deren politischen Folgen an ihn herantrat, erklärte er, dass selbst dieses Verbrechen noch keinen Krieg rechtfertige. Am 23. Juli 1914 erliess er dann allerdings jenes scharfe, kurzfristete Ultimatum an Serbien, durch dessen Ablehnung bekanntlich der Riesenbrand des Weltkrieges entfesselt wurde. Aber der Kaiser hatte das Schriftstück rein nur als Drohung aufgefasst, die der ganz isolierte Nachbar annehmen müsse. Als darauf die gegenteilige Wirkung eintrat, traf ihn die Nachricht davon wie ein Donnerschlag. Oesterreich war ja in keiner Weise gerüstet. Doch auch jetzt noch hoffte er gegen alle Hoffnung: „Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen bedeutet noch immer nicht den Konflikt.“ Und wie der Krieg sich als unvermeidlich erwies, glaubte er ihn wenigstens auf Serbien beschränken zu können, nicht wissend, dass dieses, nach telegraphischer Vereinbarung mit Russland, bereits zu mobilisieren begonnen hatte. Gewiss, der 84 Jährige hat dann das Kriegsmanifest erlassen und damit formell das Signal zum Völkerringen gegeben. Wie es dazu kam, das wird wohl für immer Geheimnis bleiben. Der Verdacht des als Augen- und Ohrenzeugen bestunterrichteten Generals Margutti, dem Redlichs Darstellung hier folgt (Alb. Frh. von Margutti, Vom alten Kaiser, Wien 1921) dürfte aber nicht von der Hand zu weisen sein, dass der Herrscher als Opfer falscher Vorspiegelungen handelte. In diesem Lichte müssen wohl auch die Anklagen betrachtet werden, welche ein Artikel der N. Z. N. vom 14. Okt. 1930: „Die Bemühungen Papst Pius X. zur Verhütung des Weltkrieges“ gegen Franz Josef erhebt. Sofern jene Angaben auf Tatsachen beruhen; wird man auch hier dem klar erwiesenen Friedenswillen des Monarchen am ehesten gerecht werden, wenn man die Fruchtlosigkeit der päpstlichen Bemühungen, die Unterschlagung bezüglicher Depeschen und die Nichtzulassung des Nuntius zur Audienz auf das Schuldkonto interessierter Hofkreise setzt, die damit nicht zum ersten Mal den Kaiser hintergangen hätten.*) Die Friedensaktion Benedikts XV. von 1917 erlebte er nicht mehr. Tragisch genug; denn ein halbes Jahr früher hatte er mehrfach den entschiedenen Willen geäußert, spätestens im Frühling dieses Jahres Frieden zu schliessen. Was dem Papst nicht gelang, hätte Franz Josef wohl eher erreicht. Es sollte ihm aber versagt sein, sein Land und vielleicht ganz Europa vor jahrzehntelangem Unglück zu bewahren. Er hat lange gelebt, in den Augen vieler zu lange, aber er starb doch zu früh!

Man muss dem Verfasser Dank wissen, dass er es unternommen hat seinem einstigen Landesherrn ein literarisches Denkmal zu setzen, das ähnliche Versuche weit

*) Die Friedensgesinnung Franz Josefs wird bestätigt durch die Ausführungen eines altösterreichischen Diplomaten in „Schönerer Zukunft“ v. 30. Nov. 1. J. Obiger Artikel war bei Erscheinen der betr. Nummer bereits druckfertig. Die Red.

überragt. Er hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht; sein Werk stellt sich aber würdig als willkommene Fortsetzung neben Heinrich von Srbiks grosszügige Metternichbiographie. Man möchte nur wünschen, Redlich hätte wie jener mehr die Quellen seiner offensichtlich aktienmässig gearbeiteten Darstellung kenntlich gemacht; sie hätte damit an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit nur gewinnen können.

Die messianische Stelle

Isaia 4, 2 heisst es:

Zu jener Zeit wird der Jahwespross zum Glanz und Ruhme sein und die Frucht der Erde zum Stolz und Schmucke für Israels Rest.

„Die Frucht der Erde“ wird vielfach auf den gewöhnlichen Natursegen bezogen, trotzdem der Ausdruck parallel zu Jahwespross steht.

Dass nun aber „Frucht der Erde“ persönlich zu fassen ist, zeigt eine Stelle aus einem Istar-Tammuz-Liede (Ebeling, Quellen zur Kenntnis der babyl. Religion II 6 Zeile 12 und 9 Zeile 34) wo Tammuz = Adonis „Reichtum des Landes“ genannt wird.

So heisst denn auch Dan. 11, 37 Adonis „Die Kostbarkeit der Weiber“ oder der „Schmuck der Weiber“.

F. A. H.

Langobarden*)

Ist nicht von ihren langen Bärten, auch nicht von parta, barta, Streitaxt, abzuleiten, sondern: Die beiden Hauptgaue der Lüneburger Heide hiessen in alter Zeit Loingau und Bardengau; ersterer nach dem alten Namen der Stadt Lüneburg. Hliuni. Bevor die Sachsen in dieser Gegend festen Fuss fassten, wohnte hier ein suebischer Volksstamm, nach den beiden Hauptgaue Langobarden genannt. Durch genaue Forschungen ist der Wohnsitz derselben hier festgelegt . . .

Berlin*)

Schon in sehr alter Zeit befand sich auf der zwischen den Hauptarmen der Spree gelegenen Insel das Fischerdorf Kölln. Berlin, rechts der Spree und gegenüber von Kölln, war ebenfalls ein Fischerdorf und wird zum erstenmal 1244 genannt. Den Wenden ist wohl die erste Beteiligung an der Ortsgründung zuzuschreiben; es wird also die Namengebung von diesen ausgegangen und damit die slawische Erklärung die richtige sein; es würde dann auf asl. bruleni, tsch. brien., serb. barlen, berlén = Wasser-rechen, Floss-rechen, Flössholzfang (der Rechen ist ein Balkengerüst, das, quer über das Wasser gebaut, zum Auffangen des Flossholzes dient) zurückzuführen sein; der wendische Name ist Barlín (Akzent auf der zweiten Silbe!). Man sucht den Namen auch aus dem Deutschen zu erklären. Diese Erklärung führt den Namen auf Albrecht den Bären (1106—1170) zurück, der Berlin im Jahre 1140 gegründet habe. Bärln (Bärlein) diminut. von Bär. Bekanntlich findet sich im Berliner Wappen die Darstellung eines stehenden Bären; dieser kam jedoch ins Wappen erst durch diese falsche Ableitung.

Bücherecke

Grimberg, Weltgeschichte. Das Altertum. 3. Band: Die Römer. 8^o VIII 695 S mit 190 Abbildungen und 2 Karten. Ganzleinen M. 8.80. R. Voigtländers Verl. Leipzig 1930.

Der „Römerband“ schliesst sich den vorangegangenen (vgl. unsere Besprechung in „Mittelsch.“ Nr. 1 dieses Jahres) würdig

*) Probe aus Stormfels' Ortsnamenlexikon; vgl. die Besprechung an anderer Stelle der Nummer.

an. Auch hier die lebenswarme, künstlerisch abgerundete Darstellung, die klare Hervorhebung der führenden Gedanken aus der politischen, Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, sowie der fesselnde und wertvolle Bildschmuck. Das junge Christentum wird vom protestantischen Verfasser mit edler Wärme gewürdigt (der Märtyrertod der Apostelfürsten ist uns Katholiken freilich mehr als Sage). Das wissenschaftlich immer wohlfundierte, von seltener Gestaltungskraft und ungeheurer Belesenheit zeugende Werk sei Lehrern und reifen Schülern gelegentlich empfohlen.

R. L.

Gürtler, Zitatelexikon. Band II. Eine Sammlung von ca. 2500 Zitaten, nach Inhalts-Stichwörtern alphabetisch geordnet. Graz, „Styria“, 1930. M. 6.70.

Wir haben in unserer Besprechung des 1. Bandes (Mittelschule 1928, S. 56) vermehrte Berücksichtigung der eigentlichen Spruchdichtung gewünscht. Nachdem der vorliegende zweite Band auch diesem Bedürfnis in ausgezeichneter Weise Rechnung getragen hat, können wir das Buch nicht nur uneingeschränkt empfehlen, sondern auch feststellen, dass es alle uns bekannten ähnlichen Sammlungen in verschiedener Hinsicht stark hinter sich zurücklässt. Das gilt vor allem in Hinsicht auf Gehalt und moderne Einstellung. Gürtlers Zitatelexikon ist eine wahre Apologie des Christentums in handlichster und packendster Form. Es eignet sich vor allem auch als Geschenkwerk an unsere studierende Jugend.

R. L.

Stormfels, Etymologisches Lexikon deutscher und fremdländischer Eigennamen. 2. verb. und verm. Aufl. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW. 68 und Bonn. 1931. Geb. M. 5.—

Wieder ein echtes, praktisches Dümmler Buch! Wer weiss, wie die wissenschaftlich vertiefte Ortskunde nicht nur den Geographie-, sondern auch den Geschichts- und Sprachunterricht zu beleben und zu befruchten vermag, der wird mit Freuden nach dem handlichen Büchlein greifen. Freilich wird man bei dem beschränkten Umfang des Werkes manchen Namen umsonst suchen; die Ausbeute nach der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Seite ist aber immerhin so bedeutend, dass sich die Anschaffung, zumal angesichts des sehr billigen Preises, für Jedermann lohnt.

R. L.

Ammon, Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort. I. Teil: Von den Anfängen bis Luther. 2. Auflage 1930. 131 S. Mark 3.75. Geb. Mk. 4.80. — II. Teil: Von Luther bis zur Gegenwart. 2. durchgesehene und vermehrte Aufl. 1930. 234 S. Mk. 5.—. Geb. Mk. 6.50. Verl. Dümmler, Berlin und Bonn.

Auch der Besitzer einer ausführlichen Literaturgeschichte findet in diesem Werke vielfache Belehrung und Anregung. Die Darstellung ist durchaus originell, vertieft und bei aller Knappheit leicht verständlich. Die umstrittensten Probleme der Literatur- und Geistesgeschichte werden sachlich und überzeugend behandelt. Eine imponierende Stoffsumme ist auf kleinem Raum übersichtlich zusammengestellt. Den Schüler erzieht das Buch zu eigenem Denken und Urteilen; es ist ihm gleichzeitig ein zuverlässiger und aufschlussreicher Führer ins Examen. Der Lehrer findet darin wertvolle methodische Winke und eine selten klare und lehrreiche Gesamt-schau über den ganzen Entwicklungsgang deutschen Schrift-tums. Schon die charakteristischen Ueberschriften der einzelnen Perioden auf Grund des modernen Stilprinzips gewähren einen überraschenden Einblick in ihr Wesen. Die zweite Auflage ist bis ins laufende Jahr weiter geführt. Eine tüchtige Bücherkunde sowie ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis vervollständigen den zweiten Band, während man beides im ersten Band noch vermisst.

R. L.

Bremer, Alltags-Englisch. Tausend Sätze zur gründlichen Erlernung des Idioms. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. 1931. Kart. Mk. 3.—

Diese Sammlung von Spracheigenheiten des Englischen ist ganz auf den praktischen Gebrauch eingestellt. Sie bringt das Wesentlichste aus dem phonetischen, grammatischen und phrasologischen Gebiet. Gegenüber manchen ähnlichen Erscheinungen hat sie den Vorzug, überall wirklich „Englisches Englisch“ zu bieten. Unverständlich bleibt uns nur, wie ein solches ganz für den täglichen Gebrauch bestimmtes Büchlein nur in schlecht aufgeleimtem Kartonumschlag erscheint.

—r

Löpelmann, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. 5. völlig umgearbeitete Aufl. Verl. Dümmler, Berlin und Bonn. 1928. Mk. 1.50.

Das Heft bietet eine gute Unterlage für allgemeine Sprech-übungen an Hand der Ereignisse des täglichen Lebens. Fortgeschrittenen Schülern ist es ein Mittel zur Befestigung des erworbenen Wortschatzes. Die Auswahl ist reichlich und ver-rät eine glückliche, erfahrene Hand. Hier wie beim oben besprochenen Büchlein von Bremer wünschten wir einen solideren Einband.

—r